

Ich habe vergeben. Jetzt bin ich frei

Als Kind missbrauchte der KZ-Arzt Josef Mengele sie und ihre Zwillingsschwester für seine Experimente. Jetzt ist Eva Mozes Kor 76 Jahre alt und hat einen Weg gefunden, sich nicht mehr als Opfer zu fühlen.

Anja Achenbach

Der Frühstücksraum eines kleinen Hotels an der Oranienburger Straße, nicht weit entfernt von der Synagoge, die vor fast genau 72 Jahren, am 9. November 1938, brannte. Eva Mozes Kor ist eine sorgfältig frisierte, resolute Dame von 76 Jahren, sie trägt eine weiße Spitzenbluse mit blauem Fransenschal. Sie ist freundlich, doch ihr wacher Blick prüfend. Auch nach fünfzig Jahren in den USA spricht sie Englisch mit hartem rumänischen Akzent. Die Ziffern auf ihrem linken Unterarm sind nicht lesbar, sie sind ein blauer, verwischter Fleck. Gut erkennbar waren sie vermutlich nie, denn Kor leistete Widerstand, als ihr in Auschwitz die Häftlingsnummer in die Haut tätowiert wurde.

Frau Kor, was bedeutet Vergebung für Sie?

Vergebung bedeutet für mich Freiheit, Kraft und Frieden. Bevor ich vergeben konnte, war ich ein sehr wütender Mensch und nicht besonders glücklich. Zu vergeben, hat mir geholfen, mit mir selbst als Überlebende ins Reine zu kommen, und es hat meinem Herzen Frieden gegeben. Und ich hoffe, mit meinem Beispiel anderen helfen zu können, Frieden zu finden.

Sie sind KZ-Überlebende und sagen, Sie haben Ihren früheren Peinigern wie auch allen Nationalsozialisten vergeben. Das erzählen Sie auch in den Vorträgen, die Sie an Schulen halten. Wie reagieren die Jugendlichen?

Zu Beginn sagen sie: "Vergebung? Das ist ein bisschen zu viel." Doch dann erkläre ich ihnen, dass es bei der Vergebung in Wirklichkeit darum geht, dem Opfer zu helfen.

Inwiefern?

Viele Überlebende des Holocaust gaben ihre Schuld- und Wutgefühle an ihre Kinder und Enkel weiter. Indem wir ihnen helfen, tragen wir dazu bei, dass aus ihren Kindern keine Täter werden. Das passiert in vielen Krisenregionen, dann gibt es einen Teufelskreis. Vergebung hilft, sich selbst zu heilen. Sie ist ein Samen für Frieden. Was wäre, wenn wir Sechsjährigen beibrächten, dass sie vergeben und weitermachen können, wenn jemand ihnen weh getan hat? Vergeben zu können, ist ein Werkzeug, das jedes Kind braucht, genauso Lesen oder Schreiben. Es ist das Werkzeug für ein besseres Leben, frei von Wut oder Schuld.

Wie versuchen Sie, das zu vermitteln?

Junge Menschen sind verwundbar und naiv, aber es ist sehr viel einfacher, mit ihnen zu arbeiten. Sie akzeptieren eine neue Idee, während die älteren Generationen immer alles analysieren müssen, mit mir kämpfen und fragen: Wie können Sie das tun? Ich sage: Warum sollte ich das nicht tun können?! Die beste Methode, jemandem etwas beizubringen, beruht darauf, nicht allein mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen zu lehren. Dazu muss man positive, gemeinsame

Erfahrungen schaffen. Tanzen ist zum Beispiel so eine Erfahrung, manchmal mache ich das mit Schülern. Was ich wirklich bedaure, ist, dass ich in Buchenwald nicht getanzt habe, als ich vor ein paar Tagen dort war. Mein Sohn war dagegen und ich wollte nicht mit ihm diskutieren.

Adolek Kohn, ein 89-jähriger ehemaliger KZ-Häftling, hat gerade viel Aufsehen damit erregt, dass er in Auschwitz getanzt hat.

Ich habe den Geist der Freiheit in seinem Tanz wiedererkannt. Das ist es, was viele nicht verstehen: Ein Überlebender, der in einem Konzentrationslager tanzt, will in keiner Weise den Schrecken des Lagers schmälern, das Ansehen der Toten beschmutzen, sondern seiner Freude darüber Ausdruck verleihen, über etwas schrecklich Böses triumphiert zu haben.

Welche Erkenntnis sollen Besucher von Auschwitz heute mitnehmen?

Auschwitz zu sehen ist eine aufrüttelnde Erfahrung. Ich möchte aber, dass die Menschen diesen Ort mit einer positiven Botschaft verlassen. Die meisten Leute verstehen das erst einmal nicht, und ich sage ihnen: Ja, das ist der Ort, an dem mehr als eine Millionen Menschen ermordet wurden. Doch das ist ebenso der Ort, an dem etwa eine Million Menschen überlebten. Was sagt uns das? Dass Menschen stärker als Auschwitz sind, stärker als Josef Mengele, stärker als die Nazis. Dass sie mit allem fertig werden können. Das ist es, was ich den Triumph des menschlichen Geistes nenne. Im Lager sagten wir uns: Lebe, nur einen Tag noch. Jedes Mal: Nur einen Tag noch. Bis wir frei waren.

Das bloße Überleben war alles, worauf sie sich konzentrieren konnten.

Richtig. Nach unserer Ankunft in der ersten Nacht im Lager entdeckte ich bei der Latrine die ausgemergelten Leichen dreier toter Kinder und ich wusste: Meine Schwester und ich würden nicht wie diese Kinder auf dem dreckigen Toilettenfußboden enden. Dieses Bild war sehr mächtig und brannte sich ein in mein Gedächtnis. Zu überleben war der einzige Widerstand, den ich den Nazis gegenüber leisten konnte.

Half Ihnen die Beziehung zu Ihrer Zwillingsschwester zu überleben?

Zwischen Zwillingen besteht eine spezielle Beziehung, und ganz besonders in dieser Situation: Es ging nicht allein ums Überleben, sondern auch darum, aneinander das eigene Herz zu wärmen. Hier gab es noch einen Menschen, der sich um mich kümmerte, während ringsumher in der armseligen Welt von Auschwitz alles sehr grausam war. Doch Miriam und ich hatten uns ein Stück Menschlichkeit bewahrt, so sparte Miriam beispielsweise ihr gesamtes Essen für mich auf, als ich krank war - was für eine Willenskraft für ein zehnjähriges Kind, das am Verhungern ist! Wir brachten Opfer füreinander. Ohne Miriam hätte ich nicht überlebt und sie nicht ohne mich.

Der KZ-Arzt Josef Mengele benutzte Sie beide und andere Zwillingspaare für Versuche. Er infizierte Sie mit einem potenziell tödlichen Virus und gab Ihnen nur noch zwei Wochen zu leben.

Das war die kritischste Situation. Ich war in der Krankenhausbaracke, der sogenannten Baracke der lebendigen Toten, und schwebte wirklich zwischen Leben und Tod. Heute bin ich immer noch

erstaunt, welch einen Überlebenswillen ich damals hatte. Ich war extrem krank, doch ich verlor mein Ziel, überleben zu wollen, nicht aus den Augen. Den Gedanken, dass ich sterben könnte, ließ ich einfach nicht zu.

Welche Schlüsse haben Sie aus dieser Erfahrung gezogen?

Immer, wenn ich später Schwierigkeiten hatte und nicht wusste, ob ich etwas schaffen würde, hielt ich mir dieses Bild vor Augen: wie ich zwei Wochen in der Krankenhausbaracke überlebte und mit dem letzten bisschen Kraft, das ich noch hatte, auf dem Boden zum Wasserhahn kroch, um zu trinken. Das erinnert mich auch heute noch daran, dass ich alle Schwierigkeiten überwinden kann. Dieses Bild in meiner Erinnerung ist eine Quelle der Kraft.

Wie erging es Ihnen, als Sie wieder frei waren?

Nach Auschwitz war alles sehr, sehr verwirrend. Die ersten fünf Jahre lebten wir in Rumänien bei unserer Tante, aber wir hatten mit starken gesundheitlichen Problemen zu kämpfen, zu alledem waren die Kommunisten an der Macht. Die Geheimpolizei überwachte die Bevölkerung, wir lebten praktisch wieder in einem Gefängnis. Ich erinnere mich, dass ich als Kind dachte, dass es normal sei, dass alle ein bis zwei Jahre etwas ganz Schreckliches passiert - dass das Leben eben so ist.

Dann aber gelang es Ihnen, mit Ihrer Schwester und Ihrer Tante nach Israel auszuwandern.

Ja, wir durften 1950 nach Israel emigrieren. Ich war damals sechzehn Jahre alt und konnte dort zum ersten Mal, seitdem ich sechs war, einfach schlafen - ohne Angst haben zu müssen, verfolgt zu werden, weil ich jüdisch war. Das war eine fantastische Erfahrung. Dann kamen wir in die Armee, dort war ich mit anderen jungen Israelis zusammen, die noch eine Familie hatten, und mir trat mit aller Schärfe ins Bewusstsein, was ich verloren hatte - einen Ort, zu dem ich gehörte. Das war für mich ein großes Trauma.

Ihren Mann heirateten Sie zwei Wochen, nachdem Sie sich kennengelernt hatten. Sie folgten ihm in die USA, praktisch ohne die Sprache zu sprechen. Ein schwieriger Start in die Ehe.

Ja, das würde ich niemandem raten - zu heiraten, ohne kommunizieren zu können. Mein Mann sprach Englisch, ich Hebräisch. Es gibt einfach zu viele Herausforderungen und Überraschungen.

Haben Sie mit ihrer Zwillingsschwester Miriam über Auschwitz gesprochen?

Ganz lange wurde das Thema zwischen uns totgeschwiegen. 1979 sah ich die Fernsehsendung "Holocaust" im amerikanischen Fernsehen, und wollte mit Miriam, die in Israel geblieben war, zum ersten Mal über alles sprechen, aber sie war noch nicht dazu bereit. 1984 beschloss ich, eine Organisation zu gründen, die den Überlebenden von Mengeles Experimenten eine Stimme und emotionale Unterstützung geben würde. Vorträge über meine Erlebnisse hielt ich da schon seit ein paar Jahren. Meine Schwester sagte: Warum machst du alle diese Dinge, ich verstehe das nicht. Ich sagte zu ihr: Würdest du nicht gern wissen, ob es noch andere Zwillinge gibt, die überlebt haben und gemeinsam herausfinden, was man uns angetan hat?

1999 haben Sie und andere überlebende Mengele-Zwillinge schließlich den Pharmakonzern Bayer verklagt.

Ich kann mir gut vorstellen, dass Bayer Unterlagen über die Mengele-Experimente hat, doch ich werde sie nicht mehr verklagen. Trotzdem hätte ich natürlich sehr gerne die Aufzeichnungen, denn für uns wäre es sehr wichtig zu wissen, was uns gespritzt worden ist. Es wäre auch moralisch gesehen für Bayer nur richtig, ihre Beteiligung an den Menschenversuchen in Auschwitz zuzugeben, ebenso wie es die Max-Planck-Gesellschaft getan hat.

Anfang der Neunzigerjahre baten Sie den früheren KZ-Arzt Hans Münch, sich mit Ihnen zu treffen. Warum?

Ich wollte wissen, ob er irgendetwas über die Experimente wusste, weil er auch in Auschwitz gewesen war und Mengele gekannt hatte. Ich kontaktierte ihn und er war mit einem Treffen einverstanden.

Wie war es, ihn zu treffen?

Vorher war ich extrem nervös. Aber ich sagte mir: Wie soll ich sonst jemals herausfinden, ob er etwas über die Experimente weiß. Ich muss hingehen und mit ihm reden. Hans Münch begegnete mir freundlich und mit Respekt - darauf war ich nicht vorbereitet, ganz im Gegenteil. Er war damals ein 82-jähriger alter Mann, der ganz offensichtlich an dem litt, was er in Auschwitz getan und erlebt hatte, und der Nacht für Nacht von Albträumen gequält wurde. In Auschwitz hatte er die tägliche Aufgabe, durch ein Loch in der Tür in die Gaskammer zu sehen und den Tod der darin vergasten Menschen festzustellen. Dann stellte er die Todesurkunden aus: Es gab keine Namen, lediglich Zahlen. Weil er so freundlich war, hatte ich den Mut, ihn zu bitten, mit mir nach Auschwitz zu kommen und die Existenz der Gaskammern zu bezeugen. Er war sofort einverstanden.

Warum war das wichtig für Sie?

Es gab Leute, die sagten, es habe gar keine Gaskammern in Auschwitz gegeben, und hier gab es nun einen Nazi, der bereit war, schriftlich zu bestätigen, dass es sie gab. Ich hielt das für außerordentlich wichtig. Nach unserem Treffen wollte ich ihm irgendwie danken, wusste aber nicht, wie. Über zehn Monate lang quälte ich mich mit dieser Frage, bis ich die Idee hatte, ihm einen Vergebungsbrief zu schreiben.

Wie kamen Sie auf diesen Gedanken?

Ich wusste, dass er sich das wünschte, er hatte mir wiederholt gesagt, wie leid ihm alles tue. Als ich den Brief dann schrieb, merkte ich, dass ich tatsächlich die Kraft hatte zu vergeben. Das hatte ich nicht gewusst. Ich war ein Opfer gewesen, und als Opfer hat man keine Macht über den eigenen Körper oder den eigenen Geist - oder beides. Dass ich diese Kraft jetzt wiedererlangt hatte, war für mich eine bahnbrechende Entdeckung, daher war ich nahezu enthusiastisch dabei, diesen Brief an Dr. Münch zu schreiben. Ich brauchte vier Monate, um mich durch meinen

Schmerz zu arbeiten, ich überarbeitete den Brief immer wieder - das war praktisch wie eine Therapie.

Aber warum konnten Sie dann auch Mengele und allen Nazis vergeben?

Was die meisten Menschen vergessen, ist, dass Vergebung eine Macht ist. Für jemanden wie mich, die fast fünfzig Jahre machtlos, ein Opfer meines Schicksals war, war das eine plötzliche und unerwartete Erkenntnis, die mich beglückte und die ich nutzen wollte. Opfer fühlen sich so hilflos gegenüber dem, was man ihnen angetan hat. Ich konnte nicht ändern, was geschehen war, aber ich konnte ändern, was ich darüber fühlte. Und dieser Gedanke, dass ich etwas in der Hand hatte, dass ich die Macht über etwas hatte, was mir in der Vergangenheit zugestoßen war, war für mich das Wichtigste und ist es noch. Wenn Leute sagen: Mengele verdient es nicht, die Nazis verdienen keine Vergebung, sage ich: Das mag ja alles richtig sein, aber ich verdiene es. Ich verdiene, frei von Hitler, frei von den Nazis zu sein. Ich habe die Kraft zu vergeben, das gibt mir Freiheit und ich verdiene diese Freiheit. Ein Mensch, der vergibt, wird sehr stark, er sagt: Mein Leben gehört mir, ich bin für mein Leben verantwortlich.

Wenn Sie Hans Münch nicht getroffen hätten, hätten Sie dann je über Vergebung nachgedacht?

Ich glaube nicht. Wenn ich mich in Münchs Gegenwart nicht wohlfühlt hätte und er immer noch ein "guter" alter Nazi gewesen wäre - dann hätte ich ihn nie nach den Gaskammern gefragt und dann wäre dieser Prozess nie ins Rollen gekommen. Eins folgte auf das andere. Ich hätte nie im Leben gedacht, dass mein Treffen mit einem Nazidoktor letztlich zu meiner eigenen emotionalen Befreiung von den Nazis führen würde.

Trotzdem, Münch half Hitler dabei, den Plan der Judenvernichtung umzusetzen.

Ja, Dr. Münch war ein Nazi und ich bin davon überzeugt, dass er einige schlimme Dinge getan hat. Aber ich habe ihm vergeben.

Das taten Sie 1995 auch öffentlich, am 50. Jahrestag der Befreiung in Auschwitz, wo Sie gemeinsam mit Hans Münch auftraten. Viele Überlebende, insbesondere aus Israel, reagierten empört. Können Sie das nachempfinden?

Sie tun mir leid. Jahrzehntlang hat man ihnen beigebracht, wütend zu sein. Das Problem der meisten Überlebenden ist es, dass sie in Gemeinden leben, in denen Wut und das Festhalten an Schmerzen die allgemein akzeptierte Form zu handeln ist. Niemand spricht über Vergebung, es gibt keine Vorbilder in dieser Richtung, das ist ein Thema, das für sie ganz weit weg ist. In diesem Sinne habe ich Glück gehabt, dass ich nicht in einer besonders jüdischen Gemeinde lebe. Ich glaube, dass es an der Zeit ist, diese Wut und diesen Schmerz aufzugeben, im Tausch gegen Freiheit und Vergebung. Das kann ich ihnen nur anbieten, doch die Wahl liegt bei ihnen. Sie müssen keine Opfer mehr sein. Sie könnten es zumindest versuchen. Wenn wir nicht mehr versuchen, uns weiterzuentwickeln, wie soll es dann jemals auf dieser Welt Fortschritt geben?

Besteht nicht die Gefahr des Vergessens? Finden Sie nicht, dass die Deutschen weiterhin Verantwortung übernehmen müssen für den Holocaust?

Ich habe gerade einen Verein gegründet, er heißt "Forgiveness Germany", zusammen mit einem Freund aus Deutschland. Die Deutschen verdienen Vergebung. Ich sage: Fühlt euch nicht schuldig für etwas, was ihr nicht getan habt. Aber wenn ihr etwas Schlechtes seht, unternimmt etwas dagegen - und möglichst gleich. Zu Beginn hätte es damals auch noch die Möglichkeit gegeben, Hitler zu stoppen.

Kennt Ihre Vergebung eigentlich Grenzen? Was ist mit heute, mit Neonazis und palästinensischen Selbstmordattentätern zum Beispiel?

Neonazis und palästinensische Selbstmordattentäter fallen meiner Meinung nach tragischerweise in dieselbe Kategorie wie die Nazis: Die besten Nazis waren Menschen, die ansonsten sehr wenig in ihrem Leben hatten, die sich selbst als Opfer betrachteten und es deshalb an jedem ausließen, an dem sie es konnten. Aber natürlich ist es ein Unterschied, Leute zu beurteilen, wenn man 66 Jahre zurückschaut oder aber mitten drinsteckt und um sein Leben kämpft. Es ist sehr viel einfacher zu urteilen, als wirklich für Veränderung zu sorgen und Opfern zu helfen. Wir alle wussten beispielsweise, dass Menschen in Darfur, in Ruanda, in Bosnien ermordet wurden - doch was genau hat ein jeder von uns dagegen unternommen?

Eva Mozes Kor

1934 kam Eva Mozes Kor in Portz in Rumänien als Tochter eines Landwirts zur Welt. 1944 wurde ihre Familie nach Auschwitz deportiert. Ihre Eltern und ihre beiden älteren Schwestern wurden vergast, Eva Mozes Kor und ihre Zwillingsschwester überlebten.

In den USA, wohin Eva Mozes Kor 1960 mit ihrem Mann zog, arbeitete sie als Immobilienmaklerin. Sie lebt in Terre Haute/Indiana und hat zwei Kinder.

1984 gründete sie die Organisation C.A.N.D.L.E.S.

Sie konnte 122 Überlebende der an Zwillingen durchgeführten Experimente ausfindig machen und kämpft bis heute darum, die medizinischen Hintergründe und Folgen der Versuche in Erfahrung zu bringen. Kor selbst leidet seit Auschwitz an schwerer Tuberkulose, bei ihrer Schwester, die 1993 starb, war eine Niere verkümmert.

Einen neuen Verein hat Eva Mozes Kor im August dieses Jahres gegründet. Er heißt "Forgiveness Germany" und soll ihre Botschaft der Vergebung in Deutschland verbreiten. Den Verein hat sie gemeinsam mit dem Deutschen Michael Wöhrle ins Leben gerufen, dessen Großvater Josef Mengeles Doktorvater war.

Foto BU: In der ersten Nacht im Lager entdeckte ich bei der Latrine die Leichen dreier toter Kinder, und ich wusste: Meine Schwester und ich würden nicht wie sie auf dem Toilettenfußboden enden. Zu überleben war der einzige Widerstand, den ich den Nazis gegenüber leisten konnte.

Erschienen am 6.11.2010 im Magazin der Berliner Zeitung.

„Die Gesellschaft wird dumm gehalten“

Wissenschaftsjournalist Ranga Yogeshwar über Versäumnisse der Medien, Langeweile als Motor für Neugierde und 20 Jahre „Quarks & Co“

Herr Yogeshwar, Sie werden oft beschrieben als der Mann, der alles weiß. Gibt es auch Themen, von denen Sie keine Ahnung haben?

RANGA YOGESHWAR: Sicher. Ich würde zum Beispiel in allen Quizsendungen bei den ersten Fragen rausfliegen. Fragen etwa über Schauspieler oder Fußballer – da bin ich eine absolute Null. Und natürlich weiß ich nicht alles. Ich lese mich ein, studiere vieles, aber das ist weit weg von wirklichem Wissen. In den Medien gibt es Schubladen für alles und jeden: Da gibt es die Schöne, den Bösen, und ich bin eben der Erklärbar.

Können Sie es aushalten, etwas nicht zu wissen?

YOGESHWAR: Nein, das kann ich nicht. Da hab ich einen Drang, auch heute noch. Und zwar unabhängig von Kameras und Sendungen. Ich bin besessen davon, Dinge zu wissen, sie selbst zu verstehen. Ein konkretes Beispiel: Ich programmiere zurzeit. Vor 30 Jahren habe ich meinen ersten Rechner selbst gebaut, aber in der Zwischenzeit ist viel passiert. Und ich möchte nicht den Anschluss an die Entwicklung verlieren. Also habe ich wieder Unterricht genommen und einen Programmierkurs gemacht. Es ist sehr schön, sich auf etwas zu konzentrieren. Denn in der Medienbranche ist ja sonst meistens alles schnell und oberflächlich. Das entspricht überhaupt nicht meiner Natur. Ich will immer tiefer graben.

Ist es nicht anstrengend, allem auf den Grund gehen zu wollen?

YOGESHWAR: Vielleicht, ich kann das nicht beurteilen, für mich ist es eher anstrengend, da zu sitzen und zu denken, die Zeit ist verloren. Was nicht heißt, dass ich nicht im Garten sitzen und nichts tun kann. Als Kind habe ich oft einfach nur geträumt. Aber unsere Welt ist voll von überflüssigen Dingen, bei denen ich oft den Eindruck habe, dass der Unterschied zwischen Unterhaltung und Zeitvertreib nicht mehr gegeben ist. Ich reagiere zum Beispiel bei Computerspielen allergisch. Man kann doch nicht stundenlang da sitzen und reflexartig irgendwo draufdrücken.

Sich die Zeit mit eher Belanglosem zu vertreiben liegt Ihnen nicht?

YOGESHWAR: Nein, das ist nicht nur meine Art, ich wehre mich auch dagegen. In ganz vielen Bereichen habe ich den Eindruck, die Gesellschaft wird dumm gehalten. Es gibt einen Riesenkommerz von Dingen, die vollkommen überflüssig sind, die auf uns draufgesetzt werden, damit wir in einem Meer der Nebensächlichkeiten ertrinken.

Ist das Ihre Erklärung dafür, dass etwa die NSA-Affäre in Deutschland viele nicht besonders zu interessieren scheint?

YOGESHWAR: Das ist für mich ein typisches Beispiel. Mein Urlaub hatte gerade begonnen, als die Geschichte bekannt wurde. Aber in so einem Moment kann ich mich nicht einfach zurücklehnen und sagen: Sorry, ich bin im Urlaub, das geht mich alles nichts an. Stattdessen habe ich mich an die Talkshow-Redaktionen gewandt mit der dringenden Bitte, den Abhörskandal aufzugreifen. Kurz darauf saß ich zum Thema bei „Beckmann“. Und am kommenden Sonntag diskutiere ich bei „Günther Jauch“ erneut über die aktuellen Ereignisse der Affäre.

Warum war und ist Ihnen das so wichtig?



Ranga Yogeshwar

BILD: WDR

YOGESHWAR: Unsere Medienlandschaft entgleist in einer Form, die undemokratisch ist. Wir werden immer häufiger zugemüllt mit Zeug, das häufig schlichtweg falsch ist und den Blick verstellt für die Dinge, die wichtig sind. Bei der NSA-Affäre geht es um ein Grundrecht. Ich arbeite in den Medien, um auf solche Zustände hinzuweisen, zu diskutieren und aufzuklären. Und nicht, um irgendeine Belanglosigkeit hochzujubeln.

Versagen die Medien darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen?

YOGESHWAR: Vor 20 Jahren war es so, dass ein Mehr an Informationen immer auch ein Mehr an Demokratie war. Heute ertrinken wir in einem Informationsmeer. Es ist atemberaubend zu sehen, wie viel Falsches zu finden ist, und man muss immer darauf achten, dass man dadurch nicht im eigenen Handeln beeinflusst wird. Wir machen Duelle der Kanzlerkandidaten – und in den Medien wird anschließend über Halsketten diskutiert. Das darf doch nicht sein!

Warum ärgert Sie das so sehr?

YOGESHWAR: Ich finde es sehr bedenklich, weil es zu einer Entmündigung der Medien kommt. Die Glaubwürdigkeit des Fernsehens und der Print- und Onlinemedien nimmt ab. Was ist das Ergebnis? In 20 Jahren wissen die Menschen

nicht mehr, wer ihnen die Wahrheit sagt. Ich finde, die Medien haben eine unglaublich wichtige Rolle. Wir müssen die Dinge sortieren, erklären, Dinge kritisch angehen. Und das tun wir nicht. Vor lauter Bäumen sieht man den Wald nicht mehr. Alles ist unglaublich intransparent. Das ist nicht gut für diese Gesellschaft.

Welche Auswirkungen hat diese Entwicklung auf Ihre Herangehensweise an „Quarks & Co“?

YOGESHWAR: Ich zweifle manchmal. Ich vergleiche „Quarks“ mit einer Schule. Wir sind in einem Klassenzimmer, und links und rechts neben uns haben sie plötzlich Riesenräder und Autoscooter. Wir sind umgeben von einer Welt, in der man sich fragt, ob man da noch richtig ist. Hat man noch den richtigen Zugriff? Wenn alle Talkshows Gäste nur noch nach medialen Kriterien auswählen, sieht man, was passiert. Es geht nicht um Inhalt. Da frage ich mich: Ist Inhalt noch relevant? Ich glaube, der Erfolg von „Quarks“ besteht gerade darin, dass es bei uns um etwas geht. Da kann ich nicht aus meiner Haut. Anders kann und will ich nicht arbeiten.

Macht es diese Reizüberflutung heute schwerer, neugierig zu sein. Beobachten Sie das etwa bei Ihren Kindern?

YOGESHWAR: Ja, das sehe ich. Und ich versuche, etwas dagegen zu tun. Nicht nur bei meinen Kindern. In den letzten Jahren haben wir erlebt, dass Kinder immer mehr zu Konsumenten gemacht wurden. Als ich Kind war, da gab es das Marketing und die Klamotten und all das, was eigentlich unwichtig ist, überhaupt nicht. Heute gehen wir mit dem Thema „Konsum“ sehr unverantwortlich um. Wir müssten einen Konsens haben, der heißt: Hände weg von Kindern! Kinder haben ein Recht, neugierig und offen zu sein. Ansonsten passiert, dass ständig Antworten gegeben werden, statt dass Fragen gestellt werden. Dann ist das Produkt die Antwort – auch wenn du gar keine Frage gestellt hast.

Wie meinen Sie das?

YOGESHWAR: In vielen Bereichen wird die Produktivität und Kreativität durch Produkte gehemmt. An einem modernen Smartphone ist keine Schraube dran, man kann nicht mal etwas ausprobieren. Ich engagiere mich in einer bundesweiten Initiative zum Thema Informatik. Und zwar nicht, weil wir alle Nerds werden sollen. Sondern weil wir erkennen müssen, dass es ein Stück Freiheit gibt, wenn man weiß, dass man etwas selbst aktiv gestalten kann. Das ist wichtig – gerade für Kinder. Etwas selber machen, weil man es kann, weil es geht.

Wie wichtig ist Langeweile als Motor für Neugierde?

YOGESHWAR: Als Kind war ich mitunter so gelangweilt, dass ich quasi meine Knochen wachsen hören konnte. So etwas ist wichtig, weil man aus dieser Ruhe heraus die eigene Stimme hört. Das ist der Fehler, der heute gemacht wird. Wissen wird immer nur in diese utilitaristische Kiste gesetzt: Lerne, damit du später einen tollen Job bekommst! Das Kind muss mindestens drei Fremdsprachen beherrschen. Es ist aber auch spannend zu wissen, wie eine Fliege Zucker schleckt. Das ist sogar ziemlich cool. Dieser Forschergeist geht auch an den Hochschulen verloren. Die Studenten bekommen irgendwelche Credit-Points, haben aber nichts von dem Urgeist des Studiums verstanden.

Sie haben sich gegen eine Karriere in der Forschung entschieden. Kürzlich haben Sie den diesjährigen Gewinner des Physik-Nobelpreises, Peter Higgs, interviewt. Eine solche Form der wissenschaftlichen Anerkennung Ihrer Arbeit bleibt Ihnen aufgrund Ihrer Entscheidung für den Journalismus verwehrt.

YOGESHWAR: Anerkennung in dieser Form ist mir total egal, auch wenn man mir das vielleicht nicht glaubt. Ich lehne mittlerweile auch Preise ab. Ich will sie nicht. Das ist nicht das Motiv, weswegen ich meine Arbeit mache.

Aber jeder sehnt sich doch nach Anerkennung.

YOGESHWAR: Ich muss mich nicht beklagen, ich leide nicht an einem Mangel an Anerkennung. Aber ich merke, darauf kommt es nicht an. Das Wichtige ist die Liebe zur Sache – auch wenn die Kamera abgestellt ist. Kürzlich hab ich einen 3-D-Drucker aus 800 Teilen zusammengesetzt. Dafür gibt es null Anerkennung, aber es hat mich glücklich gemacht. Viele Menschen glauben, sie müssten reich und berühmt werden. Das ist Quatsch. Wenn man etwas nur macht, um Anerkennung dafür zu bekommen, kann man auch nicht

loslassen. Dann steckt man in einer Falle. Was ist, wenn man die Anerkennung nicht mehr erhält? Bekommt man dann Depressionen? Ich nicht. Für mich gibt es Sachen, die mich viel stärker berühren.

Gibt es für Sie eigentlich Dinge, die man nicht verstehen muss?

YOGESHWAR: Natürlich, ich sehe ja nicht aus dem Fenster und überlege ständig, wie etwas funktioniert. Es gibt Dinge im Leben, die man einfach auf sich wirken lassen muss, die gesamte Kunst etwa. Wichtig ist: Wenn du etwas machst, mach es mit Leidenschaft. Denn wenn du es mit Leidenschaft machst, beginnt es zu leben.

Es gibt noch andere Bereiche im Leben, bei denen es nicht in erster Linie um Wissen geht. Ist Glauben und Religion für Sie ein Thema?

YOGESHWAR: Ja, ist es. Ich bin eher Atheist, denke aber viel über den Wert der Religion nach. Meine Erklärung ist, dass sie uns die Vergänglichkeit erklärt, diese Absurdität, dass man irgendwann einfach nicht mehr da ist. Diese Vorstellung muss man aushalten können. Und wenn man sie nicht aushalten kann oder will, dann hilft die Religion und gibt Hoffnung, dass es ein Leben nach dem Leben gibt.

Sie können die Vergänglichkeit des Lebens ohne Religion aushalten?

YOGESHWAR: Man muss akzeptieren, dass es so ist. Ich brauche auch keine Religion, um ein passabler Mensch zu sein. Es gibt ja viele, die sagen, wenn es keine Religion mehr gibt, dann verfallen die Werte. Zu denen gehöre ich nicht. Eine Gesellschaft kann sich auch aus dem Denken heraus Werte geben, die Kant'sche Philosophie ist mir da näher.

Aber eine endgültige Antwort etwa auf die Frage nach einem Leben nach dem Tod gibt es nicht.

YOGESHWAR: Es gibt sehr vieles, was wir nicht beantworten können. Und es gibt Fragen, die wir heute nicht beantworten können, aber vielleicht morgen. Es gibt aber auch ganze Ozeane von Dingen, die wir nicht durch unseren Verstand begreifen können. Ich kann das stehen lassen, ohne einen Gott zu bemühen, der dann sagt: Ich kenne den Masterplan. Ich beschäftige mich viel mit Astronomie, da bekommt man schnell eine demütige Haltung, was unsere Rolle angeht, weil man erkennt, wie groß ein Universum ist. Wir sind ein bisschen Staub, der sich selbst zu verstehen versucht.

Das Gespräch führte Anne Burgmer

Zur Person

Ranga Yogeshwar wurde 1959 in Luxemburg als Sohn eines indischen Ingenieurs und einer luxemburgischen Künstlerin geboren. Er studierte experimentelle Physik an der RWTH Aachen. 1983 begann er journalistisch zu arbeiten. 1987 wurde er Wissenschaftsredakteur beim WDR. Der Vater von vier Kindern war Leiter der Programmgruppe Wissenschaft und arbeitet seit 2008 freiberuflich.

Seine Sendung „Quarks & Co“ gibt es seit 20 Jahren. Die Geburtstagssendung zeigt der WDR am Dienstag, 29. Oktober, um 21 Uhr. Am 2. November läuft ab 23.30 Uhr eine „Quarks & Co“-Nacht. (amb)

THE WALL STREET JOURNAL.

This copy is for your personal, non-commercial use only. To order presentation-ready copies for distribution to your colleagues, clients or customers visit <http://www.djreprints.com>.

<http://www.wsj.de/nachrichten/SB11186790908283423711204580254621661355014>

UNTERNEHMEN

“Ostdeutsche bringen kein Netzwerk mit”

Mike Winkel ist einer der wenigen gebürtigen DDR-Deutschen, die in der Vorstandsetage eines Dax-Konzerns sitzen. Im Interview spricht der Eon-Manager darüber, woran das liegen könnte.

By **JENNY BUSCHE** und **NATALIA DROZDIAK**

Donnerstag, 6. November 2014, 17:08 Uhr

Herr Winkel, Vorstände von Dax-Konzernen geben gewöhnlicherweise in der Öffentlichkeit nicht viel über ihr Privatleben preis. Warum sind Sie bereit, mit uns über ihre ostdeutsche Herkunft zu sprechen?

Die Ereignisse um 1989 und 90 sind in meinem Leben einschneidend gewesen und haben mich geprägt – die gehören zu mir.

Sie waren 18 Jahre alt, als die Mauer fiel...

Ja, das ist eine Zeit, in der man die Weichen für sein weiteres Leben stellt. Und auf einmal haben sich viele Parameter, die man für gesetzt gehalten hat, komplett geändert – was man studieren kann, was man mit seinem Leben macht. Wenn innerhalb weniger Monate die Sachen nicht mehr so sind, wie man vorher gemeint hat und man ganz andere Möglichkeiten hat, dann prägt einen das schon.

Haben Sie dann Ihre kompletten Pläne über den Haufen geworden?

Meine Pläne haben sich erst mal gar nicht geändert. Ab dem 1. November 1989 musste ich meinen Grundwehrdienst in der ostdeutschen Armee machen. In der Armee hat sich zwar einiges geändert, aber man konnte trotzdem nicht einfach wegrennen. Das unmittelbare Leben ging weiter.

Ich habe dann auch das studiert, was ich geplant hatte. Ich war eine Zeit in England – da haben sich neue Möglichkeiten aufgetan. Der berufliche Werdegang war in Ostdeutschland schon ziemlich stark vordefiniert und oftmals regional beschränkt.

Aber es lief bei Ihnen trotzdem nicht alles nach Plan.

Ich wollte
immer



Mike Winkel, Mitglied im Eon-Konzernvorstand für Personal und Erzeugung *CHRISTIAN SCHLÜTER/EON*

Wirtschaftswissenschaften studieren. Am Anfang habe ich darüber nachgedacht, in die Hotelgastronomie zu gehen, weil meine Eltern auch aus der Branche kommen. Dann wollte ich Außenwirtschaft studieren – auch mit dem Gedanken, dass man dann mal rauskommt und vielleicht etwas von der großen weiten Welt sehen kann.

Außenwirtschaft konnte man sehr gut in Moskau studieren. Da wurden die zukünftigen Kader ausgebildet. Um sich auf dieses Studium vorzubereiten, gab es ein spezielles Gymnasium in Halle, das Institut zur Vorbereitung auf das Auslandsstudium.

Um da angenommen zu werden, musste man schon eine relativ weiße Weste haben aus ostdeutscher Sicht. Die hatte ich aber wohl nicht. Meine Eltern waren nicht in der Partei und wir hatten Westverwandtschaft. Ich bin im Auswahlverfahren durchgefallen.

Sie sind dann über Umwege an den gewünschten Studienplatz gelangt.

Ich habe Abitur gemacht und überlegt: Was machst du denn jetzt? Da gab es eine Veranstaltung vom damaligen Regionalversorger. Die haben eigentlich Ingenieure gesucht. Ich habe mich mit dem Personalchef hingesetzt und ihm meine Geschichte erzählt. Das Unternehmen konnte direkt Studienplätze vergeben. Allerdings musste ich mich verpflichten, nach dem Studium fünf Jahre dort zu arbeiten.

Ich bin dann zur kleinsten Hochschule der DDR nach Zittau gegangen und habe dort Wirtschaftswissenschaften mit dem Schwerpunkt Energiewirtschaft studiert. So bin ich in der Branche gelandet.

Vor dem Studium musste man eine Art Praktikum machen. Ich habe ein paar Monate als Kohleschipper im Kraftwerk gearbeitet. Als zukünftiger Student musste man ja seine Verbundenheit mit der Arbeiterwelt nachweisen. Das hat mir aber nicht geschadet.

Blieb Ihnen der Wehrdienst damit erspart?

Nein,
ich
bin
am 1.



AGENCE FRANCE-PRESSE/GETTY IMAGES

- Ostdeutsche bleiben in Dax-Vorständen rar (<http://www.wsj.de/nachrichten/SB11186790908283423711204580254624083955324>)
- Wie die Autobranche Leipzig gesunden lässt (<http://www.wsj.de/nachrichten/SB11186790908283423711204580262100067474666>)
- Die Leuchttürme aus dem Osten (<http://www.wsj.de/nachrichten/SB11186790908283423711204580261892829306412>)
- Wind of Change - Die Berliner Mauer damals und heute (<http://graphics.wsj.com/berliner-mauer-vorher-nachher/>)
- Mauern auf der Welt (<http://graphics.wsj.com/maps/mauern-auf-der-welt>)

November 1989 für 18 Monate zum normalen Grundwehrdienst eingezogen worden. Weil sich die Gesetzeslage geändert hatte, konnte man aber während der Armeezeit verweigern. Also habe ich nur fünf Monate Wehrdienst gemacht und danach noch vier Monate Zivildienst. Ich war in einem Pflegeheim. Im Nachhinein war das beides keine schlechte Erfahrung.

Nach Ihrem Studium haben Sie erst in Schwerin bei einem Energieversorger gearbeitet, dann sind Sie nach Westdeutschland gegangen. Hat Ihre Herkunft in Ihrem Arbeitsleben eine Rolle gespielt?

Die meisten wissen darüber Bescheid, mein Lebenslauf steht im Internet. Bis vor drei, vier Jahren wahr das wahrscheinlich den wenigsten bewusst. Ich habe das nicht verschwiegen, wurde aber auch nie groß darauf angesprochen. Das war nie wirklich ein Thema, einen ostdeutschen Background zu haben.

Glauben Sie, dass Ihre Erfahrung typisch ist?

Es gibt bei uns unter den Führungskräften eine Reihe von Kollegen, von denen ich weiß, dass sie aus Ostdeutschland kommen. Ich habe nicht den Eindruck, dass das positiv oder negativ wirkt. Manchmal merke ich allerdings, dass Kollegen zögern, wenn es um ihre

Herkunft geht. Der Vorbehalt ist sofort weg, wenn ich sage: Ich komme auch aus Mecklenburg. Aber dass das im Konzern ein Thema ist, habe ich nie wahrgenommen.

Wenn das bei Ihnen nie ein Thema war – wie erklären Sie es sich dann, dass auch 25 Jahre nach dem Mauerfall nur so wenige Ostdeutsche Spitzenpositionen in großen Unternehmen bekleiden?

Ein Punkt ist sicherlich: Es gibt relativ wenige große Firmen, die in Ostdeutschland sitzen. Die Ostdeutschen bringen kein Netzwerk in der Wirtschaft mit. Karrieren werden zum großen Teil in den Unternehmen gemacht. Da ist es natürlich ein Nachteil, wenn große Unternehmen keinen Sitz in Ostdeutschland haben.

Gibt es spezielle Netzwerke, in denen Ostdeutsche gefördert werden?

Es gibt kein spezielles ostdeutsches Netzwerk, das mir bekannt ist. Es gibt klassische Netzwerke über die Hochschule, an der man studiert hat. Ich habe zum Beispiel viele Jahre noch einen Lehrauftrag gehabt. Aber mein Netzwerk ist hier im Unternehmen, ich bin seit fast 20 Jahren hier.

Wie lange wird es Ihrer Meinung nach dauern, bis mehr Ostdeutsche in den Vorständen sitzen?

Ich glaube, das wird in Zukunft überhaupt keine Rolle mehr spielen. Wie definieren Sie in 20 Jahren noch, wer Ostdeutscher ist? Jemand, der in Ostdeutschland geboren ist? Jemand, der in München lebt, aber ostdeutsche Eltern hatte?

Wenn ich mich selbst angucke: Ich bin jetzt 43, ich habe die Hälfte meines Lebens in Ostdeutschland gelebt und die Hälfte in Westdeutschland. Fühle ich mich jetzt als Ostdeutscher oder als Westdeutscher? Ich fühle mich als Ostdeutscher vor dem Hintergrund der Wendeerfahrung. Das ist eine Erfahrung, die prägt.

Ob ich bessere oder schlechtere Chancen haben, in den Vorstand eines Dax-Unternehmens zu kommen, das hat mich nie beschäftigt.

Glauben Sie, dass Ostdeutsche eher Probleme haben, sich zu vermarkten?

Ich glaube, dass das eine Generationenfrage ist. Es kommt darauf an, wie lange jemand in Ostdeutschland sozialisiert wurde. In der ostdeutschen Gesellschaft hat man sich ja als Individuum nicht unbedingt nach vorne gespielt, zumindest nicht im Berufsleben. Das Kollektiv stand im Vordergrund und nicht die Person.

Wenn man in so einer Umwelt sozialisiert wurde, dann hat man wahrscheinlich nicht gelernt, sich zu vermarkten und sich in den Vordergrund zu stellen oder als harter Manager zu begreifen.

Haben Sie in der DDR Fähigkeiten entwickelt, die Ihnen später geholfen haben?

Ich hatte natürlich Russisch als erste Fremdsprache in der Schule. Als ich für zwei Jahre nach Moskau in den Vorstand der Eon-Landesgesellschaft gegangen bin, hat mir das schon geholfen.

Glauben Sie, dass Sie „typisch ostdeutsche“ Eigenschaften haben?

Ich glaube schon, dass man durch die Wendeerfahrung anders mit Veränderungen umgeht: deutlich pragmatischer und offener. Ich begreife große Veränderungen wie sie in unserer Branche passieren auch sehr stark als Chance. Ich bin jemand, der nach vorne guckt und sagt: Es geht jetzt anders, aber es geht weiter. Ich glaube, dass ich schon ein anderes Verständnis davon habe, wie man mit Umbrüchen und Unsicherheiten umgeht.

Sind Sie deshalb besonders gut für die Umwälzungen gerüstet, die die Energiebranche erfährt?

Ich habe Ende der 90er Jahre in der Energiebranche zu arbeiten angefangen. Das war kurz vor der Liberalisierung. Dann wurde alles in Frage gestellt – und das erleben wir heute mit der Energiewende wieder. Jetzt gelten andere Spielregeln, andere Märkte, andere Herausforderungen. Das ist schon etwas, wofür ich offener bin.

Man hat natürlich mit einer ostdeutschen Biografie auch immer eine gesunde Distanz zu allem, was ideologisch ist, was fest definiert ist. Ich glaube, das führt dann dazu, dass man einen gesunden Pragmatismus hat. Ich sage das auch meinen Kollegen.

Vor einigen Wochen habe ich mich mit den ganzen Leitern unserer Kernkraftwerke zusammengesetzt. Ich kann die Diskussion um den Kernenergieausstieg ideologiefrei führen. Die Gesellschaft hat sich entschieden, aus der Technologie auszusteigen. Wir haben über Jahrzehnte einen guten Job gemacht. Unser Job wird es jetzt sein, dass Kapitel gut und sicher zu Ende zu bringen, indem wir die Anlagen unter höchsten Sicherheitsstandards zurückbauen und diese Realität akzeptieren.

Wie kommt das bei Ihren Mitarbeitern an?

Sie reagieren teilweise erleichtert. In der Branche haben wir über Jahrzehnte auch an Ideologien festgehalten. Da muss man ein paar Sachen über Bord werfen.

Sie sind bei Eon Personalvorstand. Hat ein Mitarbeiter, der aus Ostdeutschland kommt, bei Ihnen besonders gute Karten?

Er wird nicht gezielt gefördert. Aber es ist ja immer so: Ob es die Herkunft ist, wo man studiert hat oder ob man den gleichen Sport macht - man hat einfach einen Anknüpfungspunkt. Dadurch entsteht natürlich eine ganz andere Gesprächsatmosphäre.

Gibt es in Ihren Augen etwas, das in Ostdeutschland besser läuft als im Westen?

In meiner Funktion als Personalvorstand werde ich oft auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie – speziell bei Frauen – angesprochen. Soll eine Frau zuhause bleiben oder arbeiten? Wie hoch muss der Frauenanteil sein? Kann ich es verantworten, mein Kind mit zwei Jahren in die Kita zu geben? Als Ostdeutscher fällt es mir manchmal schwer, diese Diskussion zu verstehen. Für mich war das nie ein Thema.

WHAT TO READ NEXT...



BURNING QUESTION

The Best Stretches for Your Back After Sitting a Long Time



POLITICS AND POLICY

Second Amendment Protects Right to Buy and Sell Guns, Court Rules



SPORTS - GOLF

Tiger Woods's Golf Demonstration Does Not Go as Planned



CMO

Facebook to Sell Video Ads on Behalf of Other Firms

Copyright 2014 Dow Jones & Company, Inc. All Rights Reserved

This copy is for your personal, non-commercial use only. Distribution and use of this material are governed by our Subscriber Agreement and by copyright law. For non-personal use or to order multiple copies, please contact Dow Jones Reprints at 1-800-843-0008 or visit www.djreprints.com.

"Ich wollte berühmt werden"

Er war einer der bekanntesten deutschen Musikjournalisten, bevor seine Karriere in der Psychiatrie endete. Heute ist er Nachtportier und schreibt Bücher. Wie geht es Ihnen, Wolfgang Welt?

VON Simone Dencker | 19. Mai 2016 - 18:40 Uhr

Zuender: Herr Welt, bereits als junger Mann wollten sie Suhrkamp-Autor werden. Kommt die Veröffentlichung ihres Gesamtwerks nicht etwas spät?

Wolfgang Welt: Sie kommt spät, aber nicht zu spät. Wer weiß, was passiert wäre, wenn sie meine Sachen schon damals veröffentlicht hätten.

In den achtziger Jahren haben sie als Musikjournalist gearbeitet. Ihr erster Roman *Peggy Sue* erzählt von rastlosen Nächten, Tournéeen mit Motörhead und der Jagd nach Frauen. Heute sind sie Nachtportier am Bochumer Schauspielhaus. Welches Leben gefällt Ihnen besser?

Eindeutig das langsame, das ich heute führe.

Warum?

Weil die Hektik mich verrückt gemacht hat. Im wahrsten Sinne des Wortes. Krankenhausreif. Wenn ich heute so ruhig vor mich hin dümpel, gefällt mir das.

Stimmt es, dass Sie sich eingebildet haben, Sie seien der TV-Ölbaron J.R. Ewing?

Ja, ich dachte, die letzte *Dallas* -Folge würde gedreht, natürlich mit mir als J.R. in der Hauptrolle. Darum musste ich schnell nach London, zum British Forces Broadcasting Service (britischer Radiosender, d. Red.). Zum Glück habe ich das Ganze dann doch sein lassen, weil ich das Klavier, das ich unbedingt mitnehmen wollte, nicht beschaffen konnte.

Kurze Zeit danach kamen sie in die Psychiatrie, wo die Ärzte manische Depression und Schizophrenie feststellten – seither müssen sie Medikamente nehmen. Haben sie die eigentlich schon mal abgesetzt?

Das Lithium gegen die Depressionen nicht. Ich habe mal ein Neuroleptikum gegen die Schizophrenie abgesetzt. Da habe ich dann sofort einen Rückfall bekommen.

Keine gute Idee?

Ich fühlte mich auf einmal wieder so befreit. Zu befreit. Deshalb experimentiere ich nicht mehr rum. Ich nehme mein Zeug, schon allein aus Rücksicht auf meine Familie.

Haben Sie damals geahnt, dass mit ihnen etwas nicht stimmen könnte?

Es gab da einen Zwischenfall, meine provozierte Kündigung im Plattenladen. Ich bin morgens aufgewacht und habe mir gedacht: Jetzt muss ich mal was schreiben.

Sie haben einen offenen Brief an den Chef der Firmenkette und alle Filialleiter aufgesetzt, in dem sie sich über das miese Management beschwerten und mehr Geld fordern.

Da muss schon irgendwas los gewesen sein mit mir. Das macht ja kein normaler Mensch. Obwohl: Zum Inhalt stehe ich nach wie vor.

Sie hätten auch einfach kündigen können.

Das wollte ich aber nicht. Mir war klar, dass die mich nach dem Brief rausschmeißen. Das war Harakiri. Aber damals habe ich das als normal empfunden.

Sie waren insgesamt drei Mal in stationärer Behandlung. Danach war das Rock 'n' Roll-Leben vorbei.

Ja. Der *Musikexpress* und *Sounds* (deutsche Musikzeitschriften, d. Red.) sind zu dieser Zeit aus Hamburg weggegangen. Die wollten mich nicht mehr haben. Warum, weiß ich nicht.

Weil andere Leute am Ruder waren?

Nein, das waren dieselben. Zum Beispiel Bernhard Gockel, der heute Chefredakteur des *Rolling Stone* ist. Vielleicht steckten ja auch die Plattenfirmen dahinter. Die mochten mich seit meiner Geschichte über Heinz-Rudolf Kunze nicht mehr.

Sie haben ihn als „singer Erhard Eppler“ verhöhnt. Ist Ihnen das beim ersten Hören der Platte eingefallen?

Ich habe die Platte gar nicht gehört. Ich habe nur die Texte gelesen. Das mit dem Eppler fiel mir einfach beim Schreiben ein. Ich habe ja alle meine Artikel in einer halben Stunde geschrieben, spontan und schnell. *Peggy Sue* ist auch an 20 Nachmittagen entstanden.

Lesen Sie heute eigentlich noch Musikmagazine?

Ich kaufe mir den *Rolling Stone*. Aber ich lese da höchstens die Kritiken aus dem Backkatalog, die anderen Geschichten interessieren mich nicht.

Wie wichtig ist Ihnen Musik heute?

Ich höre abends auf der Arbeit zwei Stunden „Musik zum Träumen“ im Radio, langsame Instrumentalmusik. CDs kaufe ich mir nicht.

Und die letzte Platte, die sie gekauft haben?

Eine neue Compilation von Buddy Holly.

Mit moderner Musik haben sie gar nichts am Hut?

Das letzte war Nirvana und REM, aber das ist ja auch schon asbach.

Fehlt Ihnen die Musik nicht?

Nein. Wenn ich aufstehe, dann mache ich schon mal WDR 2 an. Aber die Neue von Xavier Naidoo brauche ich nicht.

In *Peggy Sue* laufen Sie ständig irgendwelchen Frauen hinterher. War das auch ein Antrieb, Musikjournalist zu werden – die Groupies?

Ja. Das war der Grund, berühmt werden zu wollen. Weil man damit Frauen beeindrucken kann. Ein paar Mal ist es mir dann ja auch gelungen.

Sie haben *Peggy Sue* einer Frau gewidmet. Hat Sie schon darauf reagiert?

Ja, sie hat mir geschrieben. Wir haben uns heute, nach 20 Jahren, das erste Mal wieder gesehen. Das war Magie!

Die hätten sie gern geheiratet?

Die würde ich immer noch heiraten!

Aber sie ist vergeben?

Nein. Und wir werden uns weiter treffen.

Auch schön:

Die SPEX braucht Berlin nicht - Uwe Viehmann im Interview

Drüber reden? - Dieser Artikel wird hier im Forum diskutiert

Nach Hause - Zuender. Das Netzmagazin

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: http://www.zeit.de/zuender/2007/10/interview_wolfgang_welt

Online unter: <http://www.cicero.de//salon/verhaltensforscher-und-evolutionsbiologe-liebe-ist-eine-kosten-nutzen-analyse/57040>

EVOLUTIONS BIOLOGE

„Liebe ist eine Kosten-Nutzen-Analyse“

INTERVIEW MIT KARL GRAMMER 13. FEBRUAR 2014

picture alliance



„Es hat lange gedauert, bis sich Sex zur Fortpflanzung durchgesetzt hat“

Der Wiener Verhaltensforscher und Evolutionsbiologe Karl Grammer beschäftigt sich seit rund 30 Jahren mit dem menschlichen Verhalten bei der Partnerwahl. Im Interview mit Cicero Online spricht er darüber, warum es Liebe überhaupt gibt, was Sex mit Parasiten zu tun hat und warum Patchwork-Familien nur sehr schwer funktionieren können

„Liebe ist eine Kosten-Nutzen-Analyse“

Cicero Online: Sehr geehrter Herr Grammer: Warum hat die Evolution die Liebe überhaupt erfunden?

Karl Grammer: Die Evolution hat die Liebe nicht erfunden. Sie hat sich ganz einfach aus den Systembedingungen ergeben. Es geht dabei in erster Linie um Brutpflege. Ein Blick auf die Scheidungsraten zeigt, dass eine Beziehung von zwei Menschen durchschnittlich so lange hält, wie es dauert, den Nachwuchs aufzuziehen. Das sind circa drei bis sechs Jahre.

Also ist Liebe nur ein Trick der Evolution, um das menschliche Überleben zu sichern?

Nein, es gibt keine Tricks, um das Überleben zu sichern. Wenn ich mich um meinen Nachwuchs kümmere, dann hat das den Menschen auch einen Vorteil gebracht.

Der da wäre?

Freundlich zueinander zu sein. Das ist der Punkt, um den es geht. Wir kümmern uns um unseren Nachwuchs zu einem Grad, der sonst im Tierreich nicht vorhanden ist.

Warum ist das denn überhaupt notwendig geworden?

Der Nachwuchs ist von uns abhängig geworden, da wir mehr in kognitive Leistungen investieren und größere Gehirne haben. Wir gebären den Nachwuchs nicht nur, um ihn freizulassen. Wir müssen ihm auch etwas beibringen; unser Nachwuchs muss erst einmal von uns lernen.

Nun gibt es aber durchaus viele Paare, deren Kinder längst erwachsen sind. Was hält diese Beziehungen dann noch zusammen?

Es ist durchaus möglich, dass man sich immer wieder neu ineinander verliebt – das scheint manchmal auch zu funktionieren – aber wie eingangs erwähnt: Die Scheidungsraten sprechen eine andere Sprache: In der Regel gehen Paare nach der Reproduktion wieder auseinander.

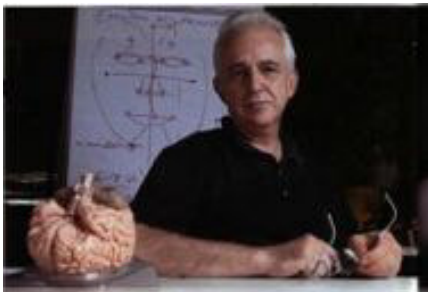
Und auch kinderlose Paare dürfte es nach Ihrer Theorie nicht geben...

Moment, das ist eine Fehlannahme. Auch Kinderlosigkeit hat mit evolutionspsychologischen Voraussetzungen zu tun und wird sogar von diesen vorhergesagt. Die Reproduktionsfähigkeit hängt beispielsweise wesentlich davon ab, wie genetisch kompatibel die beiden Partner sind. Nicht in allen Fällen ist die Passung perfekt. Darüber hinaus können auch Krankheiten oder sozioökonomische Faktoren bewirken, dass Paare kinderlos bleiben.

Gibt es denn überhaupt so etwas wie romantische Liebe?

Ja, unbedingt. Als wir vor etwa zwanzig Jahren damit angefangen haben, das Phänomen der Liebe zu erforschen, haben die Sozialwissenschaftler stets erklärt, Liebe sei eine Erfindung der Romantik. Doch das ist Quatsch. Schon bei den Sumerern, also circa 3000 Jahre v. Chr., finden sich Liebesgedichte. Liebe löst in unserem Gehirn physikalische Veränderungen aus. Damit lässt sie sich eindeutig wissenschaftlich erklären.

Das klingt aber nun ziemlich unromantisch...



Ganz und gar nicht. Liebe bedeutet Bindung. Wenn Sie eine Person lieben, wollen Sie diese sehen. Und zwar am liebsten permanent. Denn durch die visuelle Stimulation werden Endorphine ausgeschüttet. Fehlen die Ihnen plötzlich, bekommen Sie regelrechte Entzugserscheinungen. Wir haben in unserem Institut vor vielen Jahren einmal eine Studie über Liebeskummer durchgeführt und fast jeder, der daran teilnahm, hatte ein Bild von der geliebten Person dabei, obwohl diese Person die Liebe ja gar nicht erwiderte. Allein der visuelle

Reiz genügt also, um beim Verliebten positive Gefühle auszulösen. Das bedeutet: Wenn Sie jemanden lieben, dann müssen Sie diese Person auch sehen. Das ist schon ziemlich romantisch...

Dennoch: Gegenseitiges Sehen reicht auf Dauer nur den Allerwenigsten. Wie wichtig ist eigentlich Sex für eine glückliche Liebesbeziehung?

Auch Sex ist ein Bindungsfaktor und zwar ein ganz entscheidender. Denn wenn wir Sex haben, arbeitet unser Gehirn auf Hochtouren. Dabei werden Hormone ausgeschüttet, die diese Bindungskraft weiter verstärken.

Wo wir gerade beim Thema sind: Wie ist Sex überhaupt entstanden? Schließlich gibt es viele Organismen, die sich auch anders fortpflanzen können...

Das hat in der Tat lange gedauert, bis sich Sex zur Fortpflanzung durchgesetzt hat. Aber Sex ist nun einmal die einzige Möglichkeit, um Variabilität zu schaffen. Denn mit jedem Sexualakt werden die Erbanlagen neu kombiniert.

Warum ist das denn so wichtig?

Das hängt mit der Existenz von Parasiten zusammen. Diesem Problem lässt sich nur durch permanente Durchmischung und mit Generationen neuer Immunsysteme entgegenwirken. Denn die Parasiten passen sich immer wieder an. Die einzige Möglichkeit, ihnen zu entkommen, ist also eine permanente Veränderung der Lebensumstände. Das bedeutet: Sie müssen den Parasiten Immunsysteme zur Verfügung stellen, die diese noch gar nicht kennen.

Das heißt, wir haben also nur Sex, um uns vor Parasiten zu schützen?

Ganz genau. Und perfekt ist es, wenn wir Sex mit jemandem haben, dessen Immunsystem möglichst stark von unserem eigenen variiert.

Wie können wir das denn erspüren?

Das läuft in erster Linie über den Geruch. Wenn Menschen sich gut riechen können, reagieren sie automatisch erst einmal positiv aufeinander. Und dabei präferiert man tatsächlich eher den Geruch einer Person, deren Immunsystem konträr zum eigenen ist. Auch das ist wissenschaftlich bewiesen.

Gibt es denn dann auch die berühmte ‚Liebe auf den ersten Blick‘?

Mit Sicherheit – unser Gehirn entscheidet bereits in den ersten zehn Sekunden darüber, ob etwas läuft zwischen zwei Menschen. Bereits bei der ersten Wahrnehmung sind ungefähr 100 Milliarden Nervenzellen beteiligt.

Und was muss dann stimmen in diesen zehn Sekunden? Welche Kriterien entscheiden denn darüber, ob wir uns verlieben oder nicht?

Das wollen Sie wirklich wissen? Es ist so primitiv. Oberste Priorität ist, nett und verständnisvoll zu sein. Das ist die Voraussetzung für alles weitere. Dann gibt es geschlechtsspezifische Unterschiede. Männer präferieren eher Attraktivität, Frauen sind auf Status aus.

Was heißt Status genau?

Gesellschaftliches Ansehen, Macht, aber in erster Linie Geld.

Das klingt ziemlich ernüchternd. Das bedeutet also, Frauen suchen im Mann immer noch den Versorger?

Genau das ist die entscheidende Frage. Das ist in unseren modernen Gesellschaften eigentlich nicht mehr notwendig, da sich da der Staat an den Erziehungskosten beteiligt. Eigentlich ist die Frau nicht mehr auf einen Versorger angewiesen. Das erklärt auch die hohe Zahl an Alleinerziehenden.

Und warum sind Männer so verrückt nach schönen Frauen?

Männer sind auf der Suche nach Frauen, die Fruchtbarkeit ausstrahlen, weil das einen optimalen Reproduktionserfolg garantiert. Folglich selektieren sie nach Kriterien, die auf einen hohen Östrogenanteil hinweisen wie volle Lippen, große Augen, hohe Wangenknochen oder auch glatte Haut.

Warum gibt es denn diese Unterschiede zwischen den Geschlechtern überhaupt?

Die Entscheidungen in der Evolutionsbiologie sind ziemlich simpel. Letztlich ist Liebe nichts anderes als eine Kosten-Nutzen-Analyse. Es geht dabei immer um ein Investment in den Nachwuchs. Frauen suchen Männer, die in den Nachwuchs investieren können. Denn das ist der einzige Punkt, wie sie im biologischen Sinne ihre Kosten senken können. Bei den Männern ist es anders. Bevor sie in den Nachwuchs investieren, müssen sie sicher sein, dass es ihr eigener ist; sonst wäre es ein Fehlinvestment. Und das wiederum kann zu ernsthaften gesellschaftlichen Spannungen führen, die sich nur sehr schwer sozial abfedern lassen.

Was meinen Sie?

Da wäre beispielsweise der sogenannte Cinderella-Effekt: Kinder aus Familien, die nicht mit dem Vater verwandt sind, werden wesentlich öfter Opfer von Missbrauch als Kinder aus Familien mit leiblichem Vater. Das haben kanadische Forscher schon vor 15 Jahren rausgefunden.

Das heißt also, wenn es nicht das eigene Kind ist, ist es dem Stiefvater egal?

Ganz genau. Diese Erkenntnis hat in der Öffentlichkeit jedoch kaum Gehör gefunden, weil sie dem Zeitgeist widerspricht. Heute gilt jegliches Familienmodell als denkbar und damit auch als praktikabel. Wir leben nach dem Prinzip des `Anything goes`. Dabei ist das ein Irrglaube. In Wirklichkeit sind wir längst nicht so modern, wie wir es gerne wären. Die Patchwork-Family ist keine Lösung. Es gibt irgendwie geartete Anpassungen in unserem Gehirn, die solche Formationen nun einmal ausschließen.

Wenn die Partnerwahl tatsächlich noch so archaisch funktioniert, heißt das dann auch, dass innere Werte gar nicht zählen?

Das ist richtig. Mit einer Ausnahme: Frauen bevorzugen intelligente Männer, umgekehrt gibt es hier allerdings keinen Zusammenhang. Für Männer spielt Intelligenz bei der Partnerwahl eher eine untergeordnete Rolle. Was wir allerdings derzeit noch nicht genau wissen, welchen Stellenwert Lifestyle-Faktoren besitzen.

Was sollen das für Faktoren sein?

Beispielsweise lassen sich aus der gemeinsamen Liebe für Volksmusik 90 Prozent der Paare vorhersagen. Das ist offensichtlich weitaus mehr als nur ein Hobby, sondern spiegelt eine generelle Lebensauffassung wider. Ähnlich verhält es sich mit dem Thema Religion. Dabei spielen diese Faktoren bei der eigentlichen Partnersuche überhaupt keine Rolle. Dennoch lassen sich aus ihrem Übereinstimmen ca. 90 Prozent der Paare vorhersagen.

Der berühmte Spruch von den Gegensätzen, die sich anziehen, ist also Unsinn?

Es stimmt schon, dass sich gegensätzliche Charaktere anziehen, letztlich kommen sie aber nicht zusammen. Denn wenn im Alltag jeder einzelner Punkt in einer Grundsatzdebatte mündet, kann man einfach keine dauerhafte Beziehung führen.

Und da gibt es tatsächlich keine Ausnahme?

Ausnahmen finden Sie eher in der Literatur und bestätigen, wie so oft, nur die Regel. Beispielsweise hat man festgestellt, dass bei verheirateten Paaren sogar die Ohrläppchen gleich lang sind. Bei langfristigen Beziehungen ist der Grad an Übereinstimmung also tatsächlich sehr groß. Das ist in den letzten 150 Jahren immer wieder wissenschaftlich bestätigt worden. Gleich zu Gleich gesellt sich einfach gern, basta.

Zum Schluss noch eine persönliche Einschätzung: Wird Liebe für Sie als Wissenschaftler eigentlich überbewertet?

Nein, das glaube ich nicht. Es macht einen großen Unterschied, ob man Liebe nur wissenschaftlich beschreibt oder ob man sie tatsächlich erlebt. Und Verliebtsein ist nun einmal ein verdammt schönes Gefühl.

Diese Artikel könnten Sie auch interessieren:

ÄSTHETIK-FORSCHER

Ohne Sex keine Kunst

Von [Alexander Grau](#)

Wie und ob sich das Empfinden von Schönheit messen lässt, will Winfried Menninghaus erforschen. Er leitet das Max-Planck-Institut für Empirische Ästhetik in Frankfurt am Main

ROMANTISCHES MANIFEST

Der Markt bestimmt die Liebe

Von [Milosz Matuschek](#)

Liebesbeziehungen sind nichts als Konsumgüter, die den Prinzipien des Marktes unterworfen sind - schreibt Milosz Matuschek in seinem neuen Buch „Romantisches Manifest“. Wenn das Verliebtheitsstadium ende, suchen wir neue Emotionskicks. Deshalb fordert Matuschek: „Schluss mit der Suche nach der perfekten Liebe“

Der Partner - ein Produkt, das öffentlichkeitstauglich sein muss

NYMPHOMANIAC

Porno plus Lars

Von [Constantin Magnis](#)

Blasphemischer Vulva-Kult, Rebellion gegen die Liebe, und trotzdem lachen die Leute. Lars von Triers Skandalfilm „Nymphomaniac“ wurde völlig missverstanden. *Berlinale Tagebuch, Teil 4*

Diesen Artikel finden Sie unter: <http://www.noz.de/deutschland-welt/vermishtes/artikel/443603/revolverheld-johannes-strate-sohn-emil-lasst-ihn-reifen>

Ausgabe: Neue Osnabrücker Zeitung

Veröffentlicht am: 18.01.2014

„Papa ist die Rolle meines Lebens“

Revolverheld Johannes Strate: Sohn Emil lässt ihn reifen

von Jean-Charles Fays



Hamburg. Wir treffen uns in seinem Stammcafé im Hamburger Nobelviertel Eppendorf. Der Revolverheld-Sänger Johannes Strate wohnt nur einen Steinwurf von „La Caff  teria“ entfernt. Die Strapazen der letzten Wochen sind nicht spurlos an ihm vorbeigegangen.

Er ist blass im Gesicht und heiser. Ein Termin jagt den anderen. Gerade erst hat er eine Radio-Tour hinter sich, und diese Nacht hat er seit Wochen mal wieder in seinem eigenen Bett geschlafen. Normalerweise macht er keine Interview-Termine mehr, wenn er in Hamburg ist und legt sie in die Zeit, in der er ohnehin unterwegs und von seiner Familie getrennt ist. Für den Redakteur unserer Zeitung, Jean-Charles Fays, macht er eine Ausnahme und erklärt, warum ihm die gemeinsame Zeit mit Sohn Emil so wichtig ist und wie das Vatersein ihn verändert hat.

„Ich werde nie erwachsen“ singst Du in einem Song, den Du vor vier Jahren geschrieben hast. Hat sich das seither verändert?

Ich glaube nicht. Erwachsenwerden ist ja eher ein Weg. Man kommt nicht irgendwann an und sagt: Jetzt bin ich erwachsen, jetzt ändert sich nichts mehr und ich weiß alles, was ich wissen muss. Meine Mutter ist 66 und hat das kleine Mädchen in sich bewahrt.

Am 17.12. 2012 ist Dein Sohn Emil zur Welt gekommen. Bist Du dadurch nicht erwachsener geworden?

Als Papa habe ich natürlich mehr Verantwortung und der Ernst des Lebens ist ein bisschen mehr

eingekehrt, aber das finde ich eher Spaßig. Es verschieben sich Prioritäten. Sachen, die früher wichtig waren, werden unwichtiger. Es ist ein positiver Lebensschub, durch den ich den Sinn des Lebens gefunden habe. Für manche Leute klingt das vielleicht erwachsen.

Welche Sachen sind unwichtiger geworden, die früher wichtig waren?

Ich bin jetzt nur noch einzelne Tage weg. An diesen Tagen konzentriere ich mich voll auf den Job, aber an den freien Tagen bin ich nur für die Familie da und habe mein Handy auch nicht immer auf Abruf. Insgesamt bin ich sicherlich ruhiger geworden. Wenn wir in der Hamburger Gegend ein Konzert spielen, fahre ich nach dem Konzert lieber nach Hause und gehe nicht mehr wie früher auf die Aftershow-Party. Ich weiß jetzt, wofür ich das mache und genieße die Tage zu Hause.

In welcher Hinsicht bist Du durch Emil nicht nur erwachsen geworden, sondern auch wieder zum Kind geworden?

Es ist schön wieder ganz ungeniert stundenlang mit Spielzeug-Kleinkram zu spielen. Ich freue mich schon darauf, wenn er irgendwann nach einer elektrischen Eisenbahn schreit. Das weckt das Kind im Mann. Das lasse ich als Papa gerne zu.

Was bedeutet Papa sein für Dich?

Es ist die Rolle meines Lebens. Papa sein ist sehr bereichernd und inhaltlich ist es super. Die Organisation ist vielleicht etwas nerviger, weil manches nicht so einfach ist wie zuvor, aber ich würde es immer wieder machen.

Wie hat sich Deine persönliche Musik als Papa verändert?

Es gibt jetzt CDs wie „Gedichte für kleine Wichte“, „Die Sternschnuppen“ oder auch CDs von meinem Papa, der Kinderlieder singt. Mein Vater macht auf Spiekeroog zum Beispiel ein sogenanntes „Dünensingen“, zu dem ich dieses Jahr zum ersten Mal Emil mitgenommen habe.

Was ist für Dich Glück?

Im Moment führe ich ein sehr glückliches Leben. Ich habe eine tolle kleine Familie und einen super Job. Ich mache immer noch das, was ich in der zweiten Klasse ins Poesiealbum geschrieben habe: Ich wollte Sänger werden. Das ist zwar manchmal anstrengend, aber immer noch mein Kindheitstraum. Das ist natürlich Spitze.

Ist das zurzeit die glücklichste Phase Deines Lebens?

Ich hatte eine total glückliche Kindheit in Worpswede und Osterholz-Scharmbeck. Die Studienzeit in Bremen war super und die Anfangszeit mit der Band vor 10 Jahren war spannend und aufregend. Ich freue mich sehr über das, was ich habe. Das Leben als Papa ist total super und bereichernd. Ich könnte mir auch sehr gut vorstellen, ein zweites Kind zu kriegen. Aktuell steht das aber gerade nicht an.

Was ist für Dich Pech?

Pech ist für mich, wenn ich das neue Betriebssystem auf meinem Handy installiere und dadurch der Inhalt des Telefons und auch alle BackUps gelöscht werden. Besonders ärgerlich daran ist, dass ich seit fast einem Jahr ein Tagebuch über meinen Sohn schreibe, das dadurch auch gelöscht wurde. Meine Lehre war daraus eigentlich: So ein Tagebuch schreibt man eben auf einem Blatt Papier und nicht in ein Handy. Danach habe ich erst einmal einen Monat gar nichts geschrieben. Jetzt schreibe ich allerdings doch wieder das Tagebuch ins Handy, da ich nie einen Block dabei habe. Mittlerweile synchronisiere ich die Sachen aber mit der Dropbox, damit so etwas künftig nicht mehr so enden kann.

Hast Du nach der Geburt von Emil Elternzeit genommen?

Ja, im Januar und Februar habe ich mir zwei Monate Elternzeit genommen. Ich kann das jedem Vater nur empfehlen. Vor allem die Zeit direkt nach der Geburt war für mich wichtig, um von Anfang an einen engen Draht mit meinem Sohn zu haben. Meine Freundin kann auch mal ein paar Tage weg, um in Köln oder Berlin zu arbeiten. Dann haben wir einen herrlichen Männer-Haushalt zu Hause. Er schreit nicht direkt nach Mama, sobald sie aus dem Haus ist. Ich habe mit ihm einen genauso engen Draht wie meine Freundin. Für ein frischgeborenes Baby, war es cool, sich einfach zu dritt mal einzuschließen und nichts zu machen. Jetzt ist er ein sehr aufgeweckter, positiver Bursche mit einem großen Urvertrauen, der sehr wach ist und viel wissen und aufnehmen will. Wir versuchen ihn immer mehr zu unterhalten. Ab Januar geht er auch in die Kita. Das findet er bestimmt gut, weil er Kinder total spannend findet. Wir haben für die Eingewöhnung glücklicherweise einen Monat Zeit, weil wir beide selbstständig sind und dadurch Emil keinen Druck machen müssen.

Deine Freundin Anna Angelina Wolfers ist Schauspielerin (ARD-Telenovela Sturm der Liebe) und betreibt nebenbei noch drei Modeläden, Du hast gerade das neue Album „Immer in Bewegung“ herausgebracht. Wie schaffst Du es dennoch, Zeit mit Emil zu verbringen und stundenlang mit ihm zu spielen?

Wenn ich zu Hause bin, dann vereinbare ich keine Termine und lasse das Handy aus. Als ich auf Radio-Tour war, habe ich den ganzen Tag Interviews gegeben, damit ich die Familientage frei habe. Es hilft, dass wir beide absolute Organisationstalente sind. Wir haben beispielsweise einen google-Kalender und gleichen darüber unsere gemeinsamen Termine ab. Manchmal helfen aber auch Freundinnen oder meine Mutter kommt ab und an aus Bremen und passt auf ihn auf.

Wer holt nachts das Fläschchen, wenn er schreit?

Wir wechseln uns mit den Nächten ab. Wir lassen die Tür zum Nebenzimmer auf und wenn er nachts schreit, dann geht einer rüber und der andere schläft mit Ohropax. Ich hatte heute Ohropax-Nacht und habe von zwölf bis halb elf geschlafen, da mir die zehntägige Radiotour in den Knochen saß und ich Ermüdungsrückenschmerzen hatte. Früher war das noch ganz anders. Da konnte ich problemlos im Tourbus schlafen. Daran erkenne ich schon, dass ich älter werde.

Dein Hit „Das kann uns keiner nehmen“ könnte man auch aufs Baby beziehen, wenn man den Songtext betrachtet, hast Du es aber eher aufs Feiern bezogen.

Der Ursprung ist in der Tat ein anderer. Es geht darum, dass Du vor Weihnachten nach Hause kommst und mit alten Freunden feierst. Ich habe Abi 99 gemacht und komme vom Dorf in Osterholz-Scharmbeck. Mittlerweile sind die Leute verstreut in aller Herren Länder. Wir treffen uns am 24. Dezember in der alten Dorfkneipe „Stagges“, die sich seither nicht verändert hat. Das Witzige sind die unterschiedlichen Lebensgeschichten. Einer wohnt in Australien, einer in Shanghai, einer direkt neben der Kneipe. An diesem Tag wirft man die alle wieder in einen Topf und nach drei Bier geht es doch wieder nur um die gemeinsamen Geschichten aus der zehnten Klasse. Obwohl die Menschen inzwischen total unterschiedlich geworden sind, sind sie in diesem Moment alle wieder 15. Darum geht es in diesem Song.

Eure neue Single ist „Ich lass´ für Dich das Licht an“. Die Single ist etwas ruhiger als „Das kann uns keiner nehmen“. Worum geht es und was ist die Story dahinter?

Der Song ist eine klassische Ballade in der Tradition von „Halt dich an mir fest“. Inhaltlich geht es um die kleinen, besonderen Dinge, die eine Liebes- oder Freundschaftsbeziehung ausmachen. Es müssen ja nicht immer die kitschigen 1000 Kerzen und die Rosenblätter im ganzen Haus sein, viel romantischer ist es doch nachts für die Liebste dann eben doch noch den Weg zum Kiosk zu machen und Schokoriegel zu

holen oder die Christmas CD beim tausendsten Mal einfach still zu ertragen. Das ist Liebe!

Wo sind Deine nächsten Konzerte in der Region?

Im März gehen wir auf die bislang größte Revolverheld-Tour und spielen am 14. März in Bremen und am 27. März im „Skaters Place“ in Münster. Wir nehmen das erste Mal einen LKW mit und haben allerlei Schnickschnack dabei, was man auf die Bühne stellt. Im Mai startet die Festivalsaison und ab Herbst gehen wir dann wieder auf Tour. Am 6. September 2014 spielen wir beim NDR 2 Papenburg Festival.

Folgt nach Helden 2008 für die Fußball-Europameisterschaft der nächste Song für die Fußball-WM 2014 in Brasilien?

Nein, das machen wir nicht mehr. Wir haben es zwar sehr genossen, aber wir haben unser geballtes Fachwissen in einen Song gelegt und deshalb werden wir es nicht mehr machen. Wir werden nächstes Jahr zwar in Brasilien sein, weil wir mit dem Auswärtigen Amt was machen und werden uns auch ein Spiel angucken, wenn die Stadien fertig werden (lacht).

Also wird es in Zukunft auch keinen Song für Deinen Verein Werder Bremen geben?

An Werder nervt mich gerade, dass sie nach 20 Spielminuten schon wieder zwei Tore kassieren. Werder muss zur Winterpause endlich mal einen Kredit aufnehmen, um ein paar Spieler zu kaufen, aber wir schweifen ab. Fest steht: Fußball-Songs stehen bei mir erst einmal nicht zur Debatte. Ich glaube aber schon, dass ich irgendwann noch einmal ein Soloalbum mache, weil ich kontinuierlich Songs schreibe.

Du hast in Athen für MTV Unplugged „Rock you like a hurricane“ mit den Scorpions gefeatured. Wie kam es dazu, dass du mit ihnen den größten Rocksong der Geschichte singen durftest, wie du auf deiner Website schreibst?

Es gab die offizielle Anfrage über die Plattenfirma und dann die Frage: Darf der Klaus dich mal anrufen? Ich so: Ja. Dann klingelt es das Telefon und er sagt: „Hi, hier ist Klaus Meine.“ Dann fragt er: „Und, kennst du den Song?“ Ich so: „Ja, den kenne ich.“ Dann: „Wie wollen wir es denn machen? Singst du die erste Strophe und ich die zweite?“ Du redest mit dem größten deutschen Rockstar aller Zeiten und dann sowas. Wahnsinn. Ich bin dann mit nach Athen geflogen und wir hatten dort eine wahnsinnige Zeit mit unglaublichen Nächten an der Hotelbar. Es war wirklich spektakulär und lustig. Herausgekommen ist eine geile Unplugged-DVD.

Copyright by Neue Osnabrücker Zeitung GmbH & Co. KG, Breiter Gang 10-16 49074 Osnabrück

Alle Rechte vorbehalten.

Vervielfältigung nur mit schriftlicher Genehmigung.

REINIGUNGSKRAFT

Sie kennen unseren Schmutz. Kennen sie auch uns?

Ein Gespräch mit vier Putzkräften.

VON Anita Blasberg;Stefanie Flamm | 21. Januar 2016 - 03:20 Uhr

© Alexander Gehring

Von links: Hanife, Alexandra, Christoph und Angelika

Ein Küchentisch in Berlin-Neukölln, darauf Kaffee und belegte Brötchen. Um ihn herum sitzen drei Reinigungskräfte der Vermittlungsplattform Book a Tiger. Die vierte kommt nach ein paar Minuten hereingestürmt: Angelika. Sie ist die Dienstäteste am Tisch und hat nach der Wende große Putzkolonnen beaufsichtigt. Ihr gegenüber sitzt Hanife, eine junge Frau, die von Krankenschwester auf Reinigungskraft umgesattelt hat, weil sie so besser verdient. Außerdem mit dabei: die 26-jährige Alexandra aus Ungarn und Christoph aus Polen, eigentlich Künstler – und der einzige Mann in der Runde. Ihre Kunden duzen sie. Völlig okay, sagen die vier. Auch in der Zeitung möchten sie ihre Nachnamen lieber nicht lesen. Was sie eint: Sie machen ihren Job gerne. Jeder von ihnen wird auf der Internetplattform mit Bestnote bewertet.

DIE ZEIT: Wir müssen das Gespräch mit einem Geständnis beginnen: Wir sind unseren Reinigungskräften gegenüber ein wenig befangen, wie vermutlich die meisten Deutschen. Wenn wir Sie sehen, haben wir ein schlechtes Gewissen.

Alexandra: Weil es schmutzig bei Ihnen ist? Da machen Sie sich mal keine Gedanken: Sie haben uns doch zum Saubermachen bestellt.

ZEIT: Vielleicht ist es uns peinlich, dass wir es selbst nicht hinbekommen.

Hanife: Sie sind ja süß. Sie schämen sich, dass Sie uns den Dreck wegmachen lassen. Aber da sind Sie nicht allein: Ich habe Kunden, die putzen sogar vor.

Angelika: Ich bewerte meine Kunden doch nicht, so nach dem Motto: Wie das schon wieder hinterm Bett aussieht!

Christoph: Wir putzen Leuten die Wohnung, die das alleine nicht hinkriegen. Dafür bekommen wir unser Geld. Wo ist da das Problem?

Die aktuelle ZEIT können Sie am Kiosk oder hier erwerben.

Dieser Artikel stammt aus der ZEIT Nr. 2 vom 7.1.2016.

Hanife: Ich merke schon, dass wir die Leute stressen. Aber es gibt ja auch andere. Eine Zeit lang habe ich bei einem Kerl saubergemacht, der nicht einmal die Klospülung gedrückt hat, bevor ich kam. Das sollte ich dann machen.

ZEIT: Wenn Sie zum ersten Mal eine Wohnung betreten – worauf achten Sie?

Alexandra: Wie viele Quadratmeter die Wohnung hat.

Hanife: Wie viele Bäder es gibt. Wenn es mehr als drei sind, kommt man selten mit der veranschlagten Zeit zurecht.

Christoph: Ich frage mich, was das für Menschen sind, die da leben. In so einer Wohnung spiegelt sich ganz viel, nicht nur, ob einer reinlich ist oder nachlässig.

ZEIT: Sie schätzen also nicht nur, wie viel Arbeit Sie erwartet, Sie versuchen auch, uns zu durchschauen?

Christoph: Es gibt Leute, die leben in superriesigen Räumen, in denen fast nichts steht, die brauchen offenbar viel Platz. Andere haben überall Kram rumstehen, da weiß man nicht, wie die sich darin bewegen. Das sind die Sammler. Wieder andere haben eine innere Hemmung, die Dinge dorthin zu stellen, wo sie hingehören. Das zu beobachten ist interessant.

Hanife: Stimmt. Ich guck mir zum Beispiel auch an, wie einer die Zahnpastatube ausdrückt. Da sieht man gleich, ob das eher ein systematischer oder ein chaotischer Mensch ist. Die Supergestressten machen nicht einmal die Tube zu. Aber man liegt mit seinen Mutmaßungen auch schon mal daneben. Die gepflegtesten Männer – Fusselbürste, gebügelte Hemden, polierte Schuhe – wohnen in den schlimmsten Messie-Buden. Wenn ich die morgens auf der Türschwelle sehe, frage ich mich oft: Wie bist du da so proper rausgekommen? Wohnen interessiert die offenbar nicht, deren Leben findet woanders statt.

© Alexander Gehring

"Bei einer Kundin wusste ich sofort: Die ist Mathelehrerin" – Alexandra, 26 Jahre

ZEIT: Klingt, als kommen Sie der deutschen Seele ziemlich nah.

Christoph: Stimmt. Aber da fühle ich mich wie ein Psychologe dem Schweigen verpflichtet. Ich bin bei Leuten zu Hause, die mich um Hilfe gebeten haben. Die seelische Verfassung meiner Kunden geht niemanden was an.

Alexandra: Bei den meisten Leuten bekommt man aber schon mit, was ihnen wichtig ist. Gibt es Bücher? Frische Blumen? Ist der Balkon bepflanzt, oder stehen dort die leeren Flaschen? Bei einer meiner Kundinnen wusste ich nach dem ersten Blick ins Regal: Die ist Mathelehrerin.

Angelika: Auch euch Journalisten erkennt man sofort – an dem vielen Papier, das in der Wohnung rumfliegt. Das ist wirklich bemerkenswert. Im Arbeitszimmer steht ein großer Schreibtisch voller Blätter, daneben oft noch ein kleinerer Tisch, der genauso aussieht. Und das geht dann in jedem Raum so weiter. Überall Zeitungen und Papier, das nach dem Reinemachen genauso daliegen soll.

ZEIT: Ist es eigentlich grundsätzlich schwierig, die Ordnungssysteme anderer Menschen zu verstehen?

Angelika: Wenn ich neu bei einer Familie bin, räume ich nie die Spülmaschine aus. Das hat keinen Zweck, solange du nicht weißt, wohin die Sachen gehören. Aber in den meisten Haushalten bekommt man schnell ein Gespür für die Systematik. Das hat was mit Intuition zu tun.

Christoph: Schwierig wird's, wenn ein Ordnungssystem gar nicht als solches zu erkennen ist. Bei einer Kundin hätte ich geschworen, dass sie ihre Kosmetikartikel einfach irgendwie im Bad verstreut, weshalb ich mich beim Saubermachen nicht weiter darum gekümmert habe, was wo steht. Dann hat die Kundin mich aber darum gebeten, bitte alles wieder genau dorthin zu räumen, wo es stand. Das kostet mich wahnsinnig viel Zeit, aber ihr ist das wichtig.

Angelika: Bei solchen Leuten mach ich Fotos, dann kann ich hinterher abgleichen. Ich habe eine Zeit lang die Wohnung eines bekannten Politikers geputzt. Dessen Frau war eine sehr anspruchsvolle Kundin: In den ersten Wochen hab ich immer die Türen zur Diele geschlossen, wie ich das bei mir zu Hause auch mache. Das war aber falsch. Die Türen mussten in einem Winkel von 45 Grad offen stehen. Da musst du erst mal drauf kommen!

Hanife: Ich habe mal in einem Esoteriker-Haushalt die Asche von den Räucherstäbchen weggewischt. Woher sollte ich wissen, dass die gesegnet ist? Als Raumkosmetikerin denkt man ja nur: Das ist Dreck, das muss weg.

© alexan

"Toilette finde ich schwierig. Aber wer braucht eine Reinigungskraft, die sich zu fein fu#rs Klo ist?"
– Angelika, 66 Jahre

ZEIT: Einigen Kunden kann man es offenbar schwer recht machen. Wer ist eigentlich anstrengender: Leute mit oder Leute ohne viel Geld?

Christoph: Wohlhabende haben meistens mehr Platz, da putzt es sich leichter.

Hanife: Aber die mit viel Geld sind geiziger mit den Stunden. Ich habe gerade erst bei einer sehr wohlhabenden Familie gekündigt, weil die mich systematisch übers Ohr gehauen hat. Immer wieder hieß es: Die Kinder kommen heute früher, kannst du bitte versuchen, die Arbeit von fünf Stunden ausnahmsweise in drei zu erledigen. Und obwohl wir die Absprache hatten, dass ich trotzdem die fünf Stunden bezahlt bekomme, gab's am Ende nur Geld für drei.

Angelika: So was ist mir noch nie passiert, aber ich putze grundsätzlich nicht unter vier Stunden, weil sich das für mich mit der Anreise sonst nicht rentiert. Da kommt keiner auf die Idee zu verhandeln. Aber wer gibt mir Trinkgeld? Eigentlich nur Leute, von denen ich weiß, dass die am Ende des Monats auch schauen müssen, ob noch genug Geld da ist. Manchmal ist mir das richtig unangenehm.

ZEIT: Haben Sie dafür eine Erklärung?

Hanife: Ich denke, es ist eine Frage der Haltung: Für die einen sind wir eine willkommene Hilfe, der man dankbar ist und so halbwegs auf Augenhöhe begegnet. Für die anderen sind wir eher das Personal, auf das man herabschaut. Vor allem Diplomategattinnen legen Wert auf große Distanz. Und die haben auch am meisten zu meckern.

ZEIT: Eine grundsätzliche Frage: Wie werden Sie eigentlich am liebsten genannt? Ist Putzfrau in Ordnung?

Angelika: Nee, das klingt abwertend, finde ich.

Alexandra: Ich sehe mich auch eher als Raumpflegerin.

Hanife: Raumkosmetikerin ist hübsch.

ZEIT: Darf man Sie kritisieren, oder nehmen Sie das persönlich?

Angelika: Wenn der Ton stimmt, darf man alles sagen. Die Bewohner kennen ihre Wohnungen ja auch besser als wir. Und bevor sich einer ärgert, dass ich nicht jede Woche oben auf den Schränken wische, bekomme ich das lieber gesagt. Ich fühle mich dann ernst genommen.

Hanife: Ich find's sogar okay, wenn die Kunden beim ersten Mal zuschauen, wie ich den Natursteinboden oder das teure Hochglanzparkett wische. Leute, die ihren Wohlstand hart erarbeitet haben, sind ja oft sehr pingelig. Das kann ich gut nachvollziehen. Aber der Ton muss stimmen.

ZEIT: Was ist Ihnen lieber: Wenn man Sie gewähren lässt oder Ihnen konkrete Aufgaben gibt?

Angelika: Je konkreter die Ansage, desto besser: "Heute mal die Schränke sortieren!" Oder: "Fangen Sie bitte im Bad an, ich hab noch in der Küche zu tun."

Hanife: Im Bad anfangen? Das geht gar nicht! Als gelernte Krankenschwester würde ich das ablehnen. Man trägt die Bakterien vom Bad in die ganze Wohnung!

Angelika: Mach ich nicht, weil ich ja verschiedenfarbige Lappen benutze! Eine Farbe fürs Bad, eine für die Küche, eine für den Rest. Dann kommt man gar nicht erst durcheinander.

© Alexander Gehring

"In einer Wohnung spiegelt sich viel – nicht nur, ob einer reinlich ist" – Christoph, 58 Jahre

ZEIT: Interessieren Sie sich für die Einrichtung?

Christoph: Ich habe Kunst studiert und als Designer gearbeitet, da gefallen mir moderne Wohnungen mit Glas und Stahl natürlich gut. Klar macht es Spaß, eine schöne Wohnung noch schöner zu machen!

Hanife: Was ist denn eine schöne Wohnung? Ganz ehrlich, es sieht heute doch fast überall aus wie im Ikea-Katalog, auch wenn die Möbel vielleicht gar nicht von Ikea, sondern aus einem teuren Designgeschäft sind. Alles so karg und unpersönlich. Da freue ich mich, wenn einer ein olles Sofa da stehen hat oder an der Wand statt der üblichen Kunstdrucke gerahmte Kinderkritzeleien hängen. Da kann ich mir ein Bild von der Familie machen. Denn Fotos gibt's bei den Deutschen ja auch schon lange keine mehr.

ZEIT: Was, glauben Sie, ist das liebste Zimmer der Deutschen?

Angelika: Das Wohnzimmer, denke ich.

Hanife: Nee, die Zeiten sind vorbei. Heutzutage versammelt sich die Familie nicht mehr abends vor dem Fernseher, viele haben ja gar keinen mehr. Ich glaube, dass sich das Leben in der Küche abspielt. Dort steht der große Tisch, dort liegen das ganze Kinderspielzeug und die Bücher.

Alexandra: Ich habe auch den Eindruck, dass die Deutschen in der Küche wohnen. Was lustig ist, weil sie gar nicht mehr kochen.

ZEIT: Woher wissen Sie das?

Alexandra: Bei meinen Kunden ist das Altpapier immer voll leerer Pizzakartons.

Angelika: Und die Schränke voller Fertiggerichte und Konserven! Die Frauen von heute müssen ja alle arbeiten, die schaffen ihren Haushalt nicht mehr. Vielleicht wollen sie auch nicht. Keine Ahnung. Ich habe früher neben der Arbeit ganz selbstverständlich gekocht und geschrubbt. Oft erst in der Nacht. Aber das tut sich heute keine mehr an.

Hanife: Die Prioritäten sind völlig andere. Den meisten ist die Karriere wichtiger als das Familienleben . Die sind einfach kaum noch zu Hause.

Alexandra: Das klingt jetzt kritisch.

Hanife: Na ja, ich kenn es halt anders. Ich bin in einer klassischen türkischen Großfamilie aufgewachsen, es ist immer jemand daheim. Und man ist auch immer auf Besuch gefasst. Da ist es sauber und der Kühlschrank gut gefüllt, um jederzeit Gäste bewirten zu können. Der deutsche Kühlschrank war für mich erst mal ein Kulturschock.

ZEIT: Inwiefern?

Hanife: Bei uns darf da jeder ran, es stehen frische Säfte, aufgeschnittenes Obst, kleine Snacks drin. In Deutschland ist er eher ein Tresor für Speisereste, die vor sich hin

gammeln. Was mir da manchmal für ein Geruch entgegenschlägt! Ich frag mich immer: Riecht ihr das nicht?

ZEIT: Die Deutschen sind ja ziemlich stolz auf ihre Ordnung und Sauberkeit. Ein Irrtum?

Alexandra: Aber hallo! In Ungarn, wo ich aufgewachsen bin, wäre es undenkbar, dass man in Küche und Bad eine Woche lang den Dreck sammelt, bis die Putzkraft kommt. Da wird jeden Tag gewischt.

Hanife: Die vermoderten Haare in den Abflüssen sind schlimm! Kaum ein Deutscher kommt auf die Idee, die einfach zu entfernen. Ich verschenke auch oft Fensterabzieher fürs Bad. Wenn ich sage: "Damit machen wir in der Türkei die Kacheln nach dem Duschen trocken, damit keine Kalkreste bleiben", schauen die mich ganz ungläubig an. "Echt? Jeden Tag?"

ZEIT: Gibt es irgendetwas, was Sie Ihren Kunden schon immer mal sagen wollten?

Hanife: Ihr macht uns Post-its, worauf wir achten sollen – macht euch doch auch mal welche! Jeder muss an sich arbeiten, in jedem Alter.

Alexandra: Ich putze bei Leuten, deren Staubsauger älter ist als ich. Alles, was ich vorne aufsauge, fliegt hinten wieder raus. Wenn ich eine Neuanschaffung vorschlage, höre ich oft: "Also, bei mir läuft der prima!"

Christoph: Ich frage mich, wie diese Nachlässigkeit im Alltag mit dem deutschen Effizienzdenken zusammengeht. Ich habe gelegentlich mit Backöfen und Herden zu tun, an denen der Dreck schon festgerostet ist. Hätte da jemand gleich nach dem Kochen mal drübergewischt, wäre das eine Sache von zwei Minuten gewesen. Wenn das erst mal alles eingetrocknet ist, bin ich eine Stunde beschäftigt.

Angelika: Ich möchte jetzt aber nicht, dass in der Zeitung steht: Die Deutschen sind nicht sauber. Es gibt halt überall Leute, die keine Kinderstube haben.

ZEIT: Wie meinen Sie das?

Angelika: Nach der Wende, als ich als Objektleiterin noch diverse Putzkolonnen angeleitet habe, habe ich wirklich oft an mich halten müssen. In den Schulen sieht es am schlimmsten aus. Und das ist ja auch kein Wunder: Die Lehrer, die den Schülern eigentlich Sauberkeit beibringen sollten, sind manchmal die größten Ferkel. Sie haben keine Vorstellung davon, wie das unter deren Tischen aussieht!

Hanife: Büros und öffentliche Gebäude sind ein Sonderfall. Die Leute dort sehen uns nicht. Deshalb ist denen vor uns auch nichts peinlich.

ZEIT: Gibt es Dinge, die Sie nicht machen, weil es Sie zu sehr ekelt?

Angelika: Toiletten finde ich schwierig, aber wer braucht eine Reinigungskraft, die sich zu fein fürs Klo ist? Mit Handschuhen bis zu den Ellbogen geht es. Da greif ich bis unter den Trap, wo ja der meiste Dreck hängt.

Hanife: Ich kann den Geruch von Katzen nicht ertragen und arbeite grundsätzlich nicht in Haushalten mit Katzen. Kühlschränke mache ich auch nicht mehr. Ich finde, um die können sich die Kunden schön selbst kümmern.

Alexandra: Ich putze nicht die Oberlichter in hoch gelegenen Wohnungen, das hat aber nichts mit Ekel zu tun. Ich bin nicht schwindelfrei. Bei Backöfen habe ich weniger Geduld als Christoph. Wenn die völlig eingesaut sind, sage ich: Das hat leider keinen Zweck.

ZEIT: Wenn man den ganzen Tag so viel Dreck sieht wie Sie, ist man dann bei sich zu Hause besonders pingelig? Oder setzt man Scheuklappen auf und denkt: Bin ja außer Dienst?

Hanife: Wie soll das gehen? Ich hatte schon immer einen Hygienetick, und seitdem ich in die Reinigungsbranche gewechselt bin, kann ich noch nicht mal im Café sitzen, ohne zu denken: Was für ein Saustall, überall Staub und Schmiere!

Angelika: Ich hebe überall, wo ich bin, reflexartig die Klobrille hoch, um zu schauen, wie die Kollegen ihre Arbeit gemacht haben. Manchmal mach ich mir auch den Spaß und fahre mit einem weißen Taschentuch über die Türrahmen.

ZEIT: Können Sie sich vorstellen, selbst eine Putzkraft zu beschäftigen?

Christoph: Nein, das wäre mir zu privat.

Alexandra: Ich denke manchmal darüber nach. Denn so gut wie bei anderen Leuten krieg ich es bei mir zu Hause nicht hin. Da fehlt mir einfach die Zeit. Und der Ehrgeiz.

Hanife: Ich fürchte, ich müsste erst mal jemanden finden, der genauso pingelig ist wie ich.

Angelika: Ich würde alles kontrollieren, die Fensterrahmen von außen, die Scheuerleisten hinter dem Schrank. Ich wäre die schlimmste Kundin, die man sich vorstellen kann!

Christoph: Da würde es sowieso keine Putzkraft lange bei dir aushalten. Das vergessen die Kunden ja oft: Wir können jederzeit gehen. Wir haben keinen Chef, der uns etwas befehlen könnte. Wir sind die freiesten Menschen der Welt!

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2016/02/reinigungskraft-putzen-schmutz-job-interview>



Ausgabe 01/2016 - Schwerpunkt Befreiung

Enno Park

Die Mensch-Maschine

**Enno Park hat durch ein Implantat sein Gehör wiederbekommen.
Jetzt ist er auf den Geschmack gekommen – und will mehr.
Interview mit einem Cyborg.**

ANZEIGE

brand eins: Herr Park, Ihr Körper ist technisch verbessert, Sie bezeichnen sich als Cyborg.

Welche Versionsnummer tragen Sie?

Enno Park: Ich würde sagen Enno 1.01.

Das klingt bescheiden.

Ist es auch. Wir haben in der Technik zwar riesige Fortschritte erzielt, aber gemessen an dem, was die Biologie über die Evolution erreicht hat, ist das unglaublich primitiv. Ich spreche deshalb von Erweiterung und nicht von Verbesserung des Körpers.

Inwiefern haben Sie Enno 1.0 erweitert?

Ich war aufgrund einer unerkannten Maserninfektion 20 Jahre beinahe taub. Auf einer

Party lernte ich jemanden kennen, der ein Cochlea-Implantat trug. Aus Erfahrung erkenne ich Schwerhörige sofort an ihrer Körpersprache – aber dieser Mensch verhielt sich völlig normal. Da wusste ich: Das will ich auch. Am folgenden Tag habe ich mir einen Termin beim Arzt geben lassen.

Was war das Erste, was Sie nach der Operation gehört haben?

Am Anfang war da nur ein elektrisches Signal. Wie Trance ohne Beat. Die ganze Welt klang sehr sphärisch, wie ein seltsamer akustischer Nebel. Und dann waren da dauernd irgendwelche Töne, aber ich wusste gar nicht, was das ist. Über Tage und Wochen traten aus diesem Nebel allmählich Strukturen hervor, und ich hörte immer detaillierter. Es war ein langsames Sich-dran-Gewöhnen.

Wann hörten Sie zum ersten Mal Stimmen?

Nach ungefähr zwei Wochen. Ein unglaubliches Gefühl – im Biergarten zu sitzen und plötzlich die Stimme einer Freundin zu hören. Die klang zwar anfangs so, als ob sie durch eine große Bahnhofshalle mit mir spräche, obwohl sie neben mir saß – aber es war ihre Stimme in meinem Kopf.

Das Freischalten eines verloren geglaubten Wahrnehmungssinns hat Sie auf das Cyborg-Thema gebracht?

Ja, die Leute denken dabei immer an künstliche Arme oder Beine, um mehr Gewicht oder Entfernung zu bewältigen. Aber das interessiert mich nicht. Viel spannender finde ich es, die eigene Wahrnehmung auszuweiten, mehr von der

Umwelt mitzukriegen.

Eine Art Bewusstseinsweiterung?

Und zwar ganz ohne Drogen und Esoterik. Wenn wir unsere Sinne erweitern, verändert sich unser Weltbild und damit auch unser Selbstbild. Für mich war das Implantat ein Erweckungserlebnis.

Mit welchen Konsequenzen?

Zum Teil ganz profanen: Früher habe ich beim Sprechen immer Blickkontakt halten müssen, um die Lippenbewegungen zu lesen. Anders konnte ich kein Gespräch führen. Als ich einige Wochen nach der Operation bei Freunden war und auf mein Smartphone geschaut habe, hat hinter mir jemand etwas gefragt – und ich habe einfach geantwortet. Ohne den Blick zu heben. Erst als ich die entgeisterten Blicke meiner Freunde gesehen habe, wurde mir klar, was ich da gerade getan hatte. Da wusste ich: Okay, jetzt wird's wirklich geil. Seitdem telefoniere ich auch wieder, das konnte ich jahrelang nicht.

Dazu verbinden Sie das Kopfhörerkabel Ihres Telefons mit Ihrem Implantat, und der Anrufer spricht direkt mit Ihrem Gehirn.

So höre ich auch Musik.

Es blieb also nicht beim Wiedererlangen eines verlorenen Sinns, denn Ihr Implantat kann mehr als ein gesundes Ohr.

Da fängt die Cyborgisierung an. Ich kann mein Gehör heute zum Beispiel der Umgebung anpassen. In lauten Situationen lasse ich alle Töne absenken, die nicht menschliche Sprache sind und nicht von vorn kommen – wie bei einem Richtmikrofon. Damit verstehe ich Gespräche in Kneipen und Clubs oft besser als meine Freunde.

Schalten Sie Ihr Ohr auch komplett aus?

Oh ja, grundsätzlich wenn ich am Schreibtisch sitze und arbeite oder schlafen gehe. Das ist echter Luxus, besser noch als das fokussierte Hören. Das ist wunderschön. Allerdings verschläft man in der Stille auch leichter.

Was spricht dagegen, Ihr Implantat so zu programmieren, dass es sich morgens von selbst anschaltet, um Sie zu wecken?

Das geht technisch leider nicht. Aber natürlich würde ich das Gerät liebend gern umprogrammieren, doch das darf ich nicht, weil es Medizintechnik ist, die strengen Restriktionen unterliegt. Jeder Hersteller kocht sein eigenes Süppchen und hält seine Technik geheim. Außerdem habe nicht ich, sondern meine Krankenkasse die Rechnung dafür bezahlt. Mir wurde unter der Hand schon ein gebrauchtes Gerät zum Experimentieren angeboten, allerdings für einen fünfstelligen Betrag, weshalb ich ablehnen musste.

Die Versuchung muss groß sein, wenn man ein Implantat hat, das mehr kann, als man nutzt. Pioniere wie Neil Harbisson zeigen, wohin die Reise in neue Wahrnehmungswelten gehen kann.

So etwas kann ich mir beim Cochlea-Implantat auch vorstellen. Warum sollte ich nicht Infra- oder Ultraschall hören? Oder Strahlung per Geigerzähler? Aber das Risiko, beim Hacken mein Implantat zu beschädigen, ist mir zu hoch. Immerhin ist es innerhalb einer bestimmten Grenze frei programmierbar. Auch damit kann man schon Schindluder treiben. Aber Zugang dazu hat leider nur der Audiologe. Wenn sich da mal einer bei mir melden würde, der

experimentierfreudig ist, würde ich mich sehr freuen.

Haben Sie Pläne, Ihr Gehör zu erweitern?

Beim Hacken steht das zweckfreie Herumspielen an erster Stelle, da schaut man erst hinterher, wofür es gut ist. Hacken bedeutet zweckentfremden.

Sie haben einmal selbstironisch gesagt, der typische Cyborg von heute ist ein übergewichtiger weißer Mann mittleren Alters. Wann ist man in Ihren Augen ein Cyborg?

Nach Harbisson ist das schon der Fall, wenn Technik und Körper untrennbar verbunden sind. Das trifft auch auf einen Herzschrittmacher zu, dabei hält der nur den Herzschlag aufrecht und tut nichts darüber hinaus. Mir kommt es auf die Erweiterung der Fähigkeiten an.

Ein künstliches Hüftgelenk macht also noch keinen Cyborg?

So sehe ich das. Wenn Prothesen, wie im Fall des südafrikanischen Sprinters Oscar Pistorius, allerdings so überlegen sind, dass er damit fast allen, die zwei gesunde Beine haben, davonläuft, sieht die Sache schon wieder anders aus. Das situative Gehör des Cochlea-Implantats ist da schon weiter – und betrifft allein in Deutschland schon mehr als 30 000 Menschen. Den Übergang zum Mainstream aber sehe ich im Smartphone.

Das müssen Sie erklären.

Für einige Menschen ist es de facto schon zum Körperteil geworden. Sie tragen es ständig bei sich und fühlen sich sehr unwohl, wenn es verloren geht. Für mich hat das nichts mit Sucht zu tun, wir haben uns einfach daran gewöhnt,

einen großen Teil unseres Soziallebens damit zu organisieren. Wir nutzen es, wie der Blogger Michael Seemann sagte, als mentales Exoskelett, um Teile unseres Hirns auszulagern.

Damit wäre es doch lediglich ein Werkzeug – wie Stift und Papier.

Es ist mehr als das. Es ist ein Sinnesorgan. Besonders für das Internet, das wir als unsichtbares Netz über die Welt gelegt haben. Um es sicht- und nutzbar zu machen, brauchen wir Computer. Indem wir sie stetig miniaturisieren und wie Smartphones ständig bei uns tragen, haben wir einen direkten Zugang und damit im Grunde eine Art Sinnesorgan für das Internet entwickelt.

Mit welchen Folgen?

Mensch und Technik werden zu einer Einheit. Die ursprüngliche Cyborg-Definition stammt aus der Raumfahrt der Sechzigerjahre. Damals galten Astronaut und Raumschiff als System, und man fragte sich, wie der Mensch umgebaut werden müsste, um im All zu bestehen. Raumfahrer wurden nicht als freie Menschen gesehen, sondern als Teil eines kybernetischen Systems, das funktionieren muss wie alle anderen Bauteile auch.

Das klingt für das Individuum wenig wünschenswert.

Daher kommt auch das schlechte Image in der Science-Fiction. Man denke nur an den Borg aus „Star Trek“, „Robocop“, „Terminator“ und wie sie alle heißen. Der Begriff Cyborg ist eigentlich verbrannt. Ich nutze ihn dennoch gern. Um zu provozieren und weil er klar ausdrückt, worum es

geht.

Popkulturell scheint in diesem Jahrtausend eine Umdeutung des Begriffes zum Positiven stattzufinden.

Das stimmt. Das hat im asiatischen Film mit Werken wie „I’m a Cyborg but that’s ok“ angefangen. Dazu haben wir die ganzen Superhelden, die zwar nie Cyborgs genannt werden, aber im Grunde genau das sind. Sie haben erweiterte Fähigkeiten, die sie aber im gleichen Zuge auch gesellschaftlich isolieren und vor Einschränkungen stellen. Wenn man sich mit dem Thema auseinandersetzen will, steckt bereits in den alten Superhelden-Figuren, die der amerikanische Verlag Marvel erdacht hat, mehr als in Terminator. Ein neueres Beispiel ist der Film „Elysium“, in dem Matt Damon die Welt rettet. Bevor er loszieht, geht er zu Body-Hackern und lässt seinen Körper mit der Technik hochrüsten. Das ist zwar martialisch, aber nicht mehr negativ konnotiert wie beim feindlichen Terminator oder dem willenlosen Borg, sondern im Sinne einer Selbstermächtigung.

Cyborgs sind sympathisch geworden?

Endlich. Das sehe ich auch in den Reaktionen auf unseren Cyborg-Verein. Manche finden unsere Ideen total abwegig, andere halten sie für selbstverständlich und kaum der Rede wert. Interessanterweise treffe ich bei älteren Menschen eher auf Verständnis. Vielleicht weil sie mehr medizintechnische Eingriffe kennen und weniger an die Unversehrtheit eines perfekten Körpers glauben.

Wie groß ist die Szene?

Das ist schwer zu sagen, richtig aktiv sind vielleicht 100 Leute in Deutschland. Aber es tut sich was. Immer mehr Menschen implantieren sich beispielsweise – wie ich – einen kleinen Chip in die Hand, den sie zum Entsperren des Smartphones oder Öffnen des Safes nutzen.

Oder einen kleinen Magneten in den Finger.

Das ist auch eine Erweiterung. Damit kann man nicht nur Büroklammern fischen, sondern auch elektromagnetische Felder spüren. Ein neuer Sinn, für den die Anwendungen gerade erst entdeckt werden. Man kann theoretisch zum Beispiel vor dem Bohren die Stromleitung in der Wand ertasten oder das Feld einer Diebstahlsicherung erspüren.

Glauben Sie, in Zukunft werden sich viele Menschen den Zeigefinger aufschneiden und einen Magneten einnähen lassen, um Stromleitungen zu finden?

Ich glaube, dass es vermehrt kleine, unblutige Eingriffe geben wird. Das Ersetzen ganzer Körperteile werden wir auch in 50 oder 100 Jahren noch der Medizin überlassen. Ich tippe für die nahe Zukunft auf intelligente Piercings. Damit könnten Körperfunktionen überwacht und neue Sinne übertragen werden.

Was ist mit jenen, die sich die neuen Sinne und Fähigkeiten nicht leisten können?

Das ist ein gesellschaftliches Problem und keines der Technik. Wir wachsen heute schon mit ungleichen Chancen auf. Da müssen wir alle gegensteuern, nicht durch Verzicht auf Fortschritt, sondern mit praktischer Systemkritik. Deshalb scheue ich den Begriff der Optimierung. Ich

möchte keinen Übermenschen, mir ist der Inklusionsgedanke sehr wichtig: Jeder kann, aber keiner muss. Es geht mir auch um das Recht, in Ruhe gelassen zu werden. Die technische Erweiterung sollte eine Typ-Frage sein und keinesfalls die Nicht-erweiterten zu Mängelwesen degradieren.

Wenn sich jeder seine eigene Wahrnehmungswelt schafft, beraubt uns das nicht der gemeinsamen Erfahrung und damit der Grundlage unserer Kommunikationsfähigkeit?

Das ist eine schwierige Sache. Als das Internet erfunden wurde, lautete das große Versprechen, dass nun jede Subkultur einen Raum finden werde, um ihresgleichen zu treffen. Eigentlich eine schöne Sache, aber ich habe das Gefühl, dass sich die Leute in Filterbubbles verbarrikadieren und Außenstehende nicht mehr verstehen. Eine uniforme Gesellschaft minimiert natürlich dieses Konfliktpotenzial – aber das ist ja auch keine Lösung. Unterschiedliche Erfahrungen machen das Leben spannender und eben auch schwieriger. Ob wir uns da auf einem guten Weg bewegen, unterliegt wohl der kulturellen Bewertung.

Wie sieht es mit der persönlichen Sicherheit aus, wenn wir uns auf immer smartere Technik verlassen?

Es gibt Idioten, die schmeißen Gullideckel von Autobahnbrücken. Das kommt vor, aber es ist sehr selten. Deshalb habe ich keine Angst, auf der Autobahn zu fahren. Genauso wenig habe ich Angst davor, gehackt zu werden. Wenn ich ein Attentat vorhätte, würde ich mich nicht kompliziert in den Herzschrittmacher meines Opfers einhacken, sondern mich auf die gute alte

JFK-Methode verlassen.

Und etwas weniger dramatisch, in Bezug auf die eigene Privatsphäre?

Ich halte den Gegensatz von Post-Privacy und Datenschutz für falsch. Es geht um einen Mittelweg. Informationen an sich sind etwas Gutes. Wenn sie frei zugänglich sind, profitieren alle davon. Probleme gibt es dann, wenn die Daten von wenigen Firmen gehortet und unter Verschluss gehalten werden.

Es gibt doch aber auch Informationen über Sie, die niemanden etwas angehen?

Wenn man bestimmte Dinge privat halten will, muss man das offline tun, das Internet hat eine per se offene Struktur. Ich würde aus diesem Grund dazu raten, nichts in den Körper einzubauen, das direkt mit dem Internet verbunden ist.

Ihr Implantat ist nicht online. Allerdings mussten Sie während unseres Gesprächs die Batterien wechseln, um weiterhin hören zu können. Wie viel Abhängigkeit nähmen Sie für weitere Sinne in Kauf?

Ja, ich bin auf Batterien angewiesen – so wie ich auch auf Essen angewiesen bin. Ich bin auch auf unsere Infrastruktur angewiesen. Wir alle sind verzahnt mit unserer Technik. Ohne sie wären wir gar nicht überlebensfähig. Was heißt schon Naturzustand? Das Wollschaf ist in Co-Evolution mit dem Menschen im Neolithikum entstanden, die Zuckerrübe ist eine Züchtung aus der Runkelrübe und keine 300 Jahre alt. Was im Bioladen verkauft wird, ist Natur-Romantik. Bitte nicht falsch verstehen: Bioläden sind eine gute

Sache, aber eben keine natürliche. Wir leben symbiotisch mit unserer Infrastruktur. Die Gesellschaft als Ganzes ist so gesehen schon eine Cyborg-Gesellschaft. Nur sind wir uns dieses Systems selten bewusst.

Abhängigkeit ist ein geringer Preis für neuen Nutzen?

Wollen wir Technik etwa nur deshalb nicht nutzen, weil sie eines Tages einmal nicht mehr funktionieren könnte? Das klingt für mich wie Selbstmord aus Angst vor dem Tod.

Dem Fernsehredakteur Enno Park, 42, wurde in jedes Innenohr eine Spirale mit 22 Elektroden implantiert. Außen am Kopf trägt er einen magnetischen Sender mit Mikrofon und Sprachprozessor, der Geräusche umwandelt und an die Einheit im Inneren des Schädels sendet. Dort stimulieren sie in Form elektrischer Impulse die Nervenenden des Innenohrs, was im Gehirn Töne erzeugt. Diese verarbeiten zu können erfordert Geduld und Übung – und meist auch akustische Vorbildung. Wer noch nie im Leben hören konnte, wird häufig mit den elektrisch erzeugten Tönen im Gehirn nichts anfangen können.

Weltweit tragen mindestens 300 000 Menschen ein Cochlea-Implantat, davon ein Zehntel in Deutschland.

Enno Park ist einer der Gründer des deutschen Cyborg-Vereins in Berlin. Zu dessen Zielen zählen die Formulierung von Cyborg-Rechten und das Hacken von

Prothesen und Implantaten auf der Suche nach kreativen Anwendungsmöglichkeiten. Im Gegensatz zum transhumanistischen Ansatz anderer Vereinigungen, denen es um die Überwindung des Todes und eine Verschmelzung mit der Superintelligenz per Brain-Upload geht, plädieren die Berliner für mehr Individualität durch freiwillige technische Erweiterungen.

Der britisch-irische Künstler Neil Harbisson kann von Geburt an nur Schwarz, Weiß und Grau sehen. Seit 2004 trägt er – einem Anglerfisch ähnlich – eine Antenne auf dem Kopf, die ihn die Farben seiner Umgebung hören lässt. Jeder Farbton (darunter auch Ultraviolett und Infrarot) wird auf einer sonochromatischen Skala einem von 360 Tönen zugeordnet, die Harbisson direkt ins Gehirn übertragen werden. Außerdem ist seine Antenne mit dem Internet verbunden, worüber ihm ausgewählte Personen Bilder schicken können, die er dann hört.

Harbisson hat erfolgreich dafür gestritten, dass er auf dem biometrischen Foto seines britischen Passes mit Antenne abgebildet ist, die für ihn ein reguläres Körperteil darstellt. Damit ist er nach eigenen Angaben der erste staatlich anerkannte Cyborg der Welt.

„Ich habe meine Aggression verloren“

Erich von Däniken wird bald 80. Eine Begegnung mit dem Autor, der über Selbstkritik nachdenkt, ostdeutsche Fans – und warum Außerirdische Fußballstadien meiden.

Nächstes Jahr feiert Erich von Däniken seinen 80. Geburtstag. Der Schweizer, den seine Kritiker wahlweise einen Fantasten, Pseudowissenschaftler oder Spinner nennen, sucht seit 50 Jahren nach Beweisen dafür, dass einst Ufos auf der Erde landeten. Aus archäologischen Funden leitet er zum Teil abenteuerliche Theorien ab und schreibt darüber Bestseller. Gerade eröffnete er in Dresden seine neue Vortragsreihe „Unmögliche Wahrheiten“. Er sei immer aufgeregter vor der ersten Show, sagt seine Agentin. Aber wenn er dabei rauchen könne, dürfe das Interview ruhig länger dauern, dann sei er entspannter.

Herr von Däniken, haben Sie als Kind gern in den Himmel geschaut und sich gefragt, was da oben wohl ist?

Ich lebte als streng katholisch erzogener Junge in einem Schweizer Jesuiteninternat. Dort übersetzte ich die Bibel. Der liebe Gott musste Eigenschaften haben, dachte ich. Er sollte zeitlos sein, allgegenwärtig. Der Bibeltott hat diese Eigenschaften nicht, der macht Experimente und Fehler, weiß nicht Bescheid, was läuft. Ich zweifelte an meiner anerzogenen Religion. Ich wollte wissen, ob andere Völker auch so komische Geschichten haben. Das war der Startschuss.

In Dresden fand die Premiere Ihrer „Multivisionsshow“ statt, Sie kommen noch zweimal wieder. Ist Ostdeutschland Erich-von-Däniken-Kerngebiet?

In den 60er- und 70er-Jahren war Westdeutschland das Gebiet, denn der ganze Osten war Däniken-tabu, ich war hier verboten, auch in anderen Ostblockstaaten. Das Nachholbedürfnis müsste sich eigentlich gelegt haben, ich war ja schon so oft hier. Aber die Menschen mögen mich und umgekehrt auch. Ich mag die Osis. Ich hab hier die tollsten Sachen erlebt.

Es gab ja angeblich Menschen in der DDR, die Ihre Bücher mit der Hand abgeschrieben haben.

Ja, Gäste haben diese Bücher schon mitgebracht. Andere haben sie verbotenerweise fotokopiert. In den 70er-Jahren machte ich Interviews bei Radio RTL in Luxemburg, die hat man in Ostdeutschland auch gehört. Manche haben mir Postkarten geschickt, und ich hab ihnen immer gratis Bücher geschickt, die kamen nicht zurück.

Bei der Signierstunde vorm Vortrag im Boulevardtheater kommen viele der 500 Besucher am Büchertisch vorbei, an dem Erich von Däniken sitzt und tapfer alle Namen buchstabiert, bevor er seine Widmung in die Bücher schreibt. Eine Frau um die 50 erzählt, dass sie so eine Schwarzkopie vom ersten Buch „Erinnerungen an die Zukunft“ als Kind in einer Nacht gelesen hätte. An diesem Abend kauft sie die gesamte DVD-Kollektion und einige Bücher noch dazu. Eine andere überreicht Däniken einen Dresdner Stollen, nicht zum ersten Mal offensichtlich. Viele der älteren Gäste begegnen ihm mit Ehrfurcht, auf jeden Fall mit großer Freude. Warum auch nicht? Er hat ihnen zu DDR-Zeiten ihre beengte Welt um ein paar Galaxien erweitert. Doch es sind auch einige jüngere Menschen da. Manche tippen während seines Vortrags die ganze Zeit in ihr Handy, als wollten sie seine Behauptungen direkt im Internet abgleichen. Das Netz, findet Däniken allerdings, sei keine sehr ernst zu nehmende Quelle, jeder könne dort schließlich schreiben was er will.

Fühlen Sie sich manchmal abgehängt als Pionier des Genres?

Ich fühl mich nicht abgehängt, aber zuweilen auf den Arm genommen. Das Internet hat unglaubliche Vorteile und genauso viele Nachteile. Ich benutze es selten, google vielleicht mal eine Person, die ich nicht kenne. Aber ich weiß von meinen Mitarbeitern, dass ich zigtausend Mal vorkomme, dass es Videos gibt, angeblich von mir, und irgendwer sogar Geld damit verdient.

Sie informieren sich also immer bei Wissenschaftlern oder direkt vor Ort?

Immer! Ich schreibe über nichts, was ich nicht persönlich kenne, gerochen, berührt habe oder wozu ich nicht die archäologische Literatur kenne.



Liebt blaue Jacken: Erich von Däniken beim Start seiner neuen Vortragsreihe in Dresden, wo er in einigen Tagen nochmals auftritt. Nächstes Jahr im April wird der umstrittene Schweizer Autor 80 Jahre alt. Foto: Wolfgang Wittchen

Sie sagen, Sie zeigen „Bilder, die kein Fernsehsender, keine Nachrichtenagentur zeigen darf“. Warum darf die niemand zeigen?

Es ist nicht verboten, aber: Jeder will vernünftig sein – der Chefredakteur, eine seriöse Zeitung, Journalisten, Fernsehsender. Ufo ist immer noch unvernünftig. Man will sich nicht lächerlich machen, die Aktionäre sollen nicht denken: Ja, spinnen die? Das Ganze hat nichts mit Verschwörung zu tun, es ist der Zeitgeist. Die Gesellschaft ist einfach noch nicht reif für dieses Kapitel. Aber es ändert sich langsam. Die Voraussetzungen mussten schon immer auf den Zeitgeist warten.

Hat denn die Wissenschaft auch schon mal Thesen von Ihnen übernommen und neu überprüft?

Jein. Ob ich schuld bin, weiß ich nicht. Ich halte viele Vorträge und da kommen immer wieder ältere Menschen auf mich zu und sagen, ich hätte ihr Leben beeinflusst. Aus dem einen wurde ein Biologe, aus dem anderen ein Raumfahrttechniker oder Astronom. Irgendwie macht mich das stolz.

Und das mit den Thesen?

Ich habe seinerzeit behauptet, interstellare Reisen sind möglich. Die klassische Wissenschaft sagte: Alles Unsinn, man kann die Lichtjahre nicht überbrücken. Inzwischen weiß man, dass man es kann. Ich habe außerdem gesagt, es gibt außerirdische Lebensformen, die sind menschenähnlich. Auch das sei völliger Blödsinn, die Evolution laufe auf anderen Planeten ganz anders. Die Theorie namens Panspermie des schwedischen Nobelpreisträgers Svante Arrhenius bestätigte aber zumindest die Möglichkeit, dass wir Ableger eines anderen Systems sind.

Arrhenius erhielt den Nobelpreis für seine Forschungen im Bereich der Chemie. Die Hypothese der Panspermie wird von den meisten Wissenschaftlern bisher als reine Spekulation betrachtet, da bislang nur auf der Erde Leben nachgewiesen werden konnte.

Sie sprechen von der sogenannten Lebenswolke. Sie sagen, fremde Lebewesen haben ihre DNS durch die Galaxie verstreut, und die landete dann auch auf der Erde. Glauben Sie wirklich, dass wir von Außerirdischen abstammen?

Indirekt. Wir haben zwar eine Evolution, aber die wurde von dieser DNS gestartet. Ich habe noch gelernt, alles entstand aus der Ursuppe. Atome haben sich zu Molekülketten verbunden et cetera. Doch die moderne Wissenschaft sagt, das geht nicht, wegen den Zufällen, den Temperaturen,

den Säuren. Die Evolution ermöglicht bestimmte Formen auf der Erde. Ein Beispiel: Delfine können noch so intelligent sein – wenn sie rausfinden wollen, ob es einen anderen Planeten mit Delfinen gibt, müssen sie eine Antenne bauen, müssen vorher Metalle gießen, Feuer machen und erst mal aus dem Wasser raus. Die Vielfalt der Evolution wird nicht bestritten. Nur das alles ist schon in unserem ursprünglichen Programm drin.

Wie arbeiten Sie sich an neue Theorien heran?

Man lernt aus Fehlern, wird immer gescheiter und lernt, dass man mehr zuhören soll. Ich habe viele Freunde in allen wissenschaftlichen Branchen. Die sagen oft: Das musst du aufgreifen, das kann ich mit meinem Namen nicht machen.

Sind Ihre Gegner heute milder zu Ihnen? Oder haben sie irgendwann aufgegeben?

Die schlimmsten Kritiker sind gestorben. Die neue Generation ist tatsächlich eher milder. Das liegt an beiden Seiten, denn auch ich habe meine Aggression verloren. Früher war ich rechthaberisch, vielleicht auch selbstherrlich, nicht selbstkritisch jedenfalls. Das legt sich mit dem Alter.

Gibt es auch für Sie an den Haaren herbeigezogene Theorien zum Thema Außerirdische?

Es wimmelt davon. Die Hohlwelttheorie zum Beispiel. Außerirdische lebten im Inneren der Erde. Absurde Spinnerei. Oder die Behauptung, Außerirdische würden in der Sonne leben. Was soll man da noch sagen? Habt ihr nie Astronomie studiert, kennt ihr die Temperaturen nicht?

Was halten Sie davon, wenn man Sie einen Pseudowissenschaftler nennt?

Früher habe ich mich geärgert, heute nicht mehr. Ich habe gelernt, wie die Wissenschaften entstehen. Archäologie gab es vor ein paar Hundert Jahren noch gar nicht. Reiche, spinnete Leute haben in ihren Kolonien Dinge geklaut. Irgendwann hatten sie so viele Statuen, und keiner wusste, welcher Kultur sie entstammten. So entstand eine wunderbare und ernste Wissenschaft. Mit der Anthropologie ist es nicht anders. Darwin war auch umstritten, man hat über ihn gelacht.

Pseudowissenschaftler sind also nur ihrer Zeit voraus?

Am Anfang ist es immer Spekulation, dann wird vielleicht eine Theorie oder These draus. Irgendwann interessieren sich so viele Menschen dafür, dann müssen wir es auf die Hochschulebene heben. Dann trennt sich Spreu von Weizen. Ich bin zuversichtlich, dass in etwa zehn Jahren, ver-

mutlich in den USA, irgendein reicher Mäzen eine Branche öffnet, sie vielleicht Paläo-SETI – das steht für Search for Extraterrestrial Intelligence – nennt und anfängt zu sortieren.

Ist es nicht frustrierend, dass sich bisher noch keiner von denen hat wieder blicken lassen, für alle sichtbar?

Die Distanzen überbrückt man nicht in kurzer Zeit. Selbst mit einem Generationenraumschiff dauert es ein paar Tausend Jahre. Vielleicht sind sie aber auch schon da. In der Ufo-Szene gibt es diesen Fall von Roswell, da soll ein Ufo niedergestürzt sein, was die US-Regierung achtmal dementiert hat. Der amerikanische Astronaut Ed Mitchell ist in Roswell geboren und sagt, wir werden angelogen. Wem glaubt man jetzt?

Im Vortrag erzählt er von weiteren Ufo-Erscheinungen. Das katholische Sonnenwunder von Fátima in Portugal im Jahr 1917 sei in Wirklichkeit eine davon gewesen. Das wurde 1960 vom Papst nur nicht so bestätigt, weil es Panik unter den Menschen ausgelöst hätte. Und dann folgt wieder so eine abenteuerliche Däniken-Theorie, die im Saal nicht einen einzigen Lacher erntet: Die Außerirdischen zeigen sich nicht, zum Beispiel über einem voll gefüllten Fußballstadion, weil sie uns nicht schockieren wollen. Sie wollen, dass sich unser Bewusstsein langsam ändert. Deshalb sieht man sie so selten.

Woran glauben Sie heute eigentlich noch? Wem senden Sie Ihre Gebete?

Meinen christlichen Glauben habe ich längst verloren. Ich glaube an die Schöpfung. Ich glaube, da ist irgendeine intelligente Lebensform, die tatsächlich etwas initiiert hat. Ich bete an das Unbekannte. Wenn ich alleine bin, sage ich dem Universum Danke für die grandiosen Sterne und dass man leben darf und gesund ist, aber nicht: Bitte besorg mir einen Sechser im Lotto.

Sie tragen fast immer Blau. Warum eigentlich?

Das hat sich so ergeben, es ist meine Lieblingsfarbe. Alle meine Schlafzimmerwände sind blau. Dieses Jackett – er zeigt auf seine Brust – habe ich von Ed Mitchell zu meinem 75. Geburtstag geschenkt bekommen. Es ist sowas wie mein Markenzeichen. Ich habe ungefähr 14 Stück davon.

GESPRÄCH: JULIANE HANKA

■ Noch zweimal kommt Erich von Däniken mit seiner Multivisionsshow „Unmögliche Wahrheiten“ nach Dresden, am 16.11., 15 und 19 Uhr ins Boulevardtheater (ehemals Wechselbad).

Ich habe meinen christlichen Glauben längst verloren. Ich glaube an die Schöpfung.

Erich von Däniken, Autor

**Quelle: NEON**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

»Zu Hause ist dort, wo keine Selbstzweifel sind«

Die Alleskönnerin Miranda July wohnt nicht gern in Los Angeles. Trotzdem hat sie sich dort ein Haus eingerichtet, das sie eigentlich nie wieder verlassen möchte.

Fiona Weber-Steinhaus* *Martina Kix

Interview: Fiona Weber-Steinhaus, Martina Kix

?: Machen wir mal ein ungefährliches, nur ein wenig esoterisches Experiment. Wenn Sie ihre Augen schließen und an Heimat denken was sehen Sie dann?

!: Unser Wohnzimmer, die großen Fenster, durch die das Licht von allen Seiten einfällt. Ich sehe meinen dreijährigen Sohn Hopper. Und komischerweise rieche ich Zimt.

?: Warum Zimt?

!: Wenn mein Sohn bei Youtube die »Sesamstraße« schaut, will er damit meistens nicht nach einer Folge aufhören. Ich halte ihm dann eine Zimtstange unter die Nase und sage: »Riech am Zimt! Im Internet gibt es keinen Geruch!« Und: Es funktioniert! Mit diesem Trick hole ich ihn zurück ins reale Leben.

?: Wenn Sie ein neues Zuhause suchen müssten was stünde in ihrer Wohnungsanzeige?

!: Gesucht: eine Stadt mit vielen Parks. Alles so nah, dass ich es schnell mit dem Fahrrad erreichen kann. Das Haus selbst soll lichtdurchflutet sein, ein großer Baum wächst im Garten. Oh, mir fällt gerade auf: Ich beschreibe unser jetziges Zuhause. Wir fühlen uns dort auch sehr wohl, obwohl wir eigentlich nicht wirklich gern in Los Angeles leben.

?: Klar, die Stadt ist anstrengend. Aber als Filmemacher muss man dort wohl einfach leben. Wo ist denn für Sie zu Hause?

!: Zu Hause ist dort, wo ich keine Selbstzweifel habe. Der Ort, an dem mich niemand beobachtet. Physisch sind das natürlich meine zwei Häuser: Ich habe noch ein kleines Haus in Echo Park in Los Angeles, in dem ich mit Anfang dreißig gewohnt habe. Inzwischen ist das mein kreatives Zuhause, weil ich dort nur noch arbeite. Ich fühle mich frei, wenn ich alleine in den Zimmern bin, und erleichtert, wenn ich wieder zu meiner Familie in unser zweites Haus gehe. Ich könnte den ganzen Tag in meinem Bett liegen und lesen.

?: In Ihrem Roman »Der erste fiese Typ« hält die Protagonistin Cheryl Glickman manisch Ordnung im Haushalt, wobei sie ohne Teller isst und im Stehen liest, damit nichts durcheinandergerät. Erst als die Tochter ihrer Chefs auf das Sofa zieht und diese Ordnung stört, scheint Cheryl anzufangen, zu leben. Ist das bei Ihnen auch so?

!: Ja, zur Arbeit bringe ich mein Essen in Tupperware mit, wärme es auf und esse aus der Pfanne. Ich denke mir dann: Warum noch einen Teller dreckig machen? Aber diese selbst auferlegten Regeln zeugen nur von meiner Angst, dass alles auseinanderfällt, wenn ich mich anders verhalte. Meine Familie stört mich in meiner Ordnung und das ist super so. Diese Eingriffe sind total wichtig für meine geistige Gesundheit.

?: Wie oft sind Sie in Ihrem Leben umgezogen?

**Quelle: NEON**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

!: Da muss ich zählen. Vermont, Berkeley, Richmond, Berkeley, dann in ein anderes Haus nach Santa Cruz, nach Portland, nach L.A. ... Insgesamt dreizehn Mal.

?: Das erste Mal sind Sie mit fünf umgezogen. Haben Sie sich damals entwurzelt gefühlt?

!: Gar nicht. Und es ist gut, sich das als Elternteil in Erinnerung zu rufen. So etwas wie ein Umzug wirkt auf ein Kind nicht gleich traumatisch. Trotzdem prägen einen Dinge, ohne dass man es merkt: Ich liebe zum Beispiel Häuser mit einer niedrigen Veranda davor. Warum, habe ich nie richtig verstanden. Als mein Mann und ich zusammen zu dem Haus fuhren, in dem ich die ersten Lebensjahre verbracht habe, merkte ich: Da war sie die weltschönste niedrige Veranda. Offenbar hatte sich das unbewusst eingebrannt: Für ein Kleinkind ist eine niedrige Treppe ja die Welt du kannst sie leicht erklettern und sie wirkt trotzdem riesig. Mein Mann hat unser Haus dann auch mit einer niedrigen Veranda gebaut.

?: Wie wichtig ist es, das Zuhause zu verlassen, um als Mensch zu wachsen?

!: Als Jugendliche hat man zwangsläufig den Wunsch, auszubrechen: Mit dreizehn sind ein paar Freundinnen und ich von Berkeley nach San Francisco gefahren. Wir wussten zwar nicht, was wir da sollten, aber wir hatten dieses Gefühl: Wow, wir sind so weit weg von zu Hause! Wir haben einen Bagel gegessen und sind wieder zu unseren Eltern gefahren. Allerdings war die Reise der Anfang einer Frage, nämlich, wie weit kann man als Mensch in der Welt gehen?

?: Wie sah Ihre erste eigene Wohnung aus?

!: Mit neunzehn bin ich ausgezogen und habe einen Teppich und Kuscheltiere unter die Decke geklebt. Auch die Tapete habe ich selbst an die Wand gemalt und ich habe mich auch ziemlich verrückt angezogen. Für mich war es wichtig, einen Platz in der Welt zu schaffen. Das lag vielleicht auch daran, dass ich nirgendwo dazugehörte: Ich war zu dem Zeitpunkt an keinem College, ich war mit einer Frau zusammen, mein Job war belanglos und ich wollte unbedingt Künstlerin werden. Dafür hatte ich aber kein Vorbild, denn es gab damals einfach kaum weibliche Filmemacher. Deshalb waren mir meine Wohnung, meine Kostüme und meine Kunst so wichtig. Als ich anfang, mehr zu arbeiten, merkte ich, dass ich all diese irre Einrichtungsenergie genauso gut auch in meine Kunst stecken konnte. Da war ich vielleicht knapp dreißig.

?: Das klingt, als wäre das der Anfang einer neuen Lebensphase gewesen?

!: Vorher definiert man sich ja noch viel über die Eltern. Mein Vater ist eine unerbittliche Persönlichkeit, immer mit sich selbst beschäftigt. Also habe ich meine Kindheit damit verbracht, zuzuhören. Später wollte ich einfach endlich meine eigene Stimme hören, in allem, egal ob es um die Kunst oder auch nur um mein Besteck ging.

?: Haben Sie einen Gegenstand von früher, der Sie bis heute begleitet?

!: Zwei Sessel mit Zitronen drauf, damals für siebzig Dollar das Stück in Seattle gekauft. Die Stühle waren das Teuerste, was ich mir bis dahin angeschafft hatte. Jetzt stehen sie in meinem Büro. Vor ein paar Wochen habe ich gemerkt: Die sind ganz schön alt geworden. Solche Stühle sollten nicht mehr bei einer Erwachsenen stehen. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, sie abzugeben.

?: Wie hat sich der Begriff Heimat für Sie im Laufe der Jahre verändert?

!: Früher dachte ich, dass ich auf der Oberfläche dieses Lebens entlangschlittern kann und dann irgendwann sterbe. Mir war es deshalb auch egal, an welchem Ort ich lebte. Für mich hat eigentlich nur meine Arbeit gezählt. Ich habe mich als Notizbuch der Welt verstanden, dem egal ist, wo es liegt.

**Quelle: NEON**

© Gruner + Jahr GmbH & Co. KG

Seitdem ich aber Mutter bin, ist das Zuhause ein wirklich physischer Ort. Ich kann mein Leben nicht mehr andauernd hinterfragen. Denn mein Sohn tut das auch nicht. Für Hopper ist es einfach klar, dass wir seine Eltern sind, dass wir wirklich in diesem Haus leben und dass er wirklich in Los Angeles geboren wurde. Für uns als Erwachsene ist das nur eine Phase in unserem Leben, aber für ein Kind sind diese ersten Jahre »die Kindheit«. Für immer. Das ist schon irgendwie verrückt. Wir kennen ihn ja auch erst seit drei Jahren. Ich kenne sehr viele Menschen schon deutlich länger.

?: Sie sind viel auf Reisen, und es heißt, Sie hätten unterwegs als Andenken an zu Hause immer ein altes T-Shirt im Koffer. Stimmt das?

!: Ja, »Nighty« ist immer dabei, ein gelbes T-Shirt, auf dem steht: »Elephant Memory, Never Forget«. Es ist abscheulich, man kann es kaum tragen. Ein Freund schenkte es mir vor siebzehn Jahren. Das Ziel jeder Reise ist es, »Nighty« nicht im Hotelzimmer zu vergessen.

?: Vermissen Sie auf Reisen Ihr Zuhause?

!: Ich könnte weinen, weil ich gerade merke, wie sehr ich Hopper vermisse.

?: Schicken Sie von unterwegs andere Nachrichten in die Heimat als normalerweise?

!: Ja, total, kurz bevor ich losgefahren bin, hat mein Mann, Mike Mills, für einen Monat einen Film gedreht und war nicht zu Hause. Jetzt ist er da und ich bin auf Lesereise. Deshalb schreiben wir uns gerade fast nur »Oh, ich vermisse dich so, ich liebe dich so sehr«-Nachrichten. Mike schrieb gestern: »Missing our mama!« Dazu schickt er immer Fotos von unserem Sohn. Meine letzte Nachricht lautete: »Night, night, honey.« Das war gestern Nacht um halb eins. Morgen fliege ich zurück zu ihnen.

Bildunterschrift: Kasten:

Miranda July, 41, Schauspielerin, Regisseurin, Künstlerin, App-Entwicklerin, wurde vor allem bekannt mit ihrem Projekt »Learning to Love You More« (learningtoloveyoumore.com) und dem Film »Ich und du und alle, die wir kennen«. Nun hat sie ihren Debütroman geschrieben: »Der erste fiese Typ« erschien bei Kiepenheuer & Witsch.

Grafik:

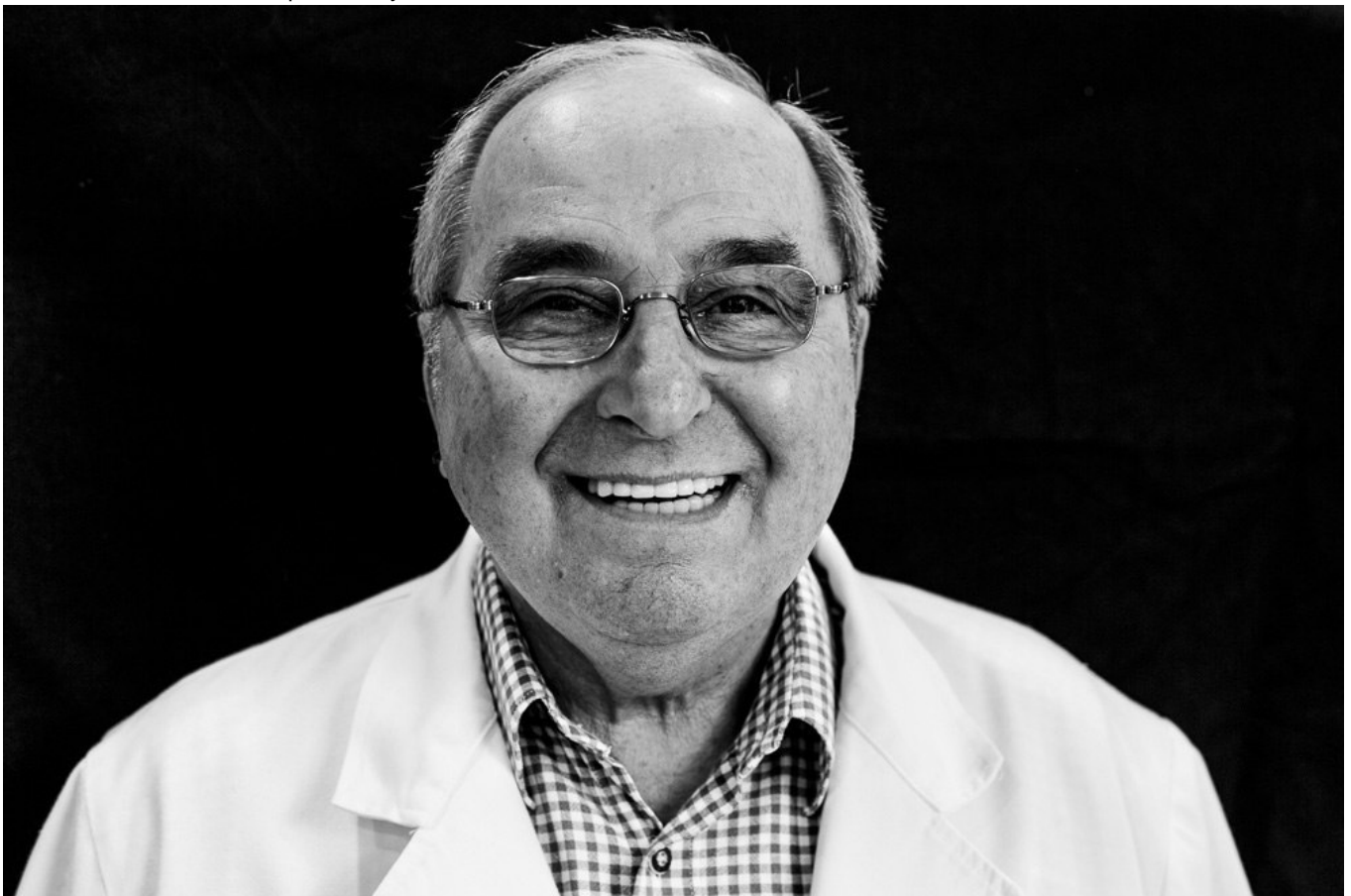
+



Metzger

Hans Wagner

3. März 2016 Julia Kottkamp und Romy Geßner / Kommentare 1



„Veganer? Am liebsten möchte ich gar nicht an die denken.“

Hans Wagner ist Metzger. Sein Händedruck ist fest, seine Messer sind scharf, sein Schnack ist hanseatisch. Ein Gespräch über Getreidewurst, Tiere als

Untertane und den Schmerz, wenn Dinge sich ändern.

Fragen Sie sich, ob ich Vegetarierin bin?

Wenn Sie es sind, kann ich ja auch nichts dran machen. Aber ich glaube, dass Sie keine Vegetarierin sind.

Wie kommen Sie darauf?

Naja, Sie haben ein frisches, gesundes Aussehen. Da nehme ich doch an, dass Sie auch Fleisch zum Verzehr nehmen.

Stimmt.

Sehen Sie! Ist das nicht schön?!

Ist es wichtig für Sie, ob jemand Fleisch isst oder nicht.

Naja schon, sonst würden wir ja nichts verkaufen. Der Mensch muss alles essen. Keiner braucht jeden Tag ein Steak von einem halben Pfund und mehr. Aber letztendlich muss jeder selber wissen, was er vertragen kann und was nicht.

Auf Ihrer Facebookseite ist ein Zitat veröffentlicht: „Möchte der Kleine eine Scheibe Wurst?“ – „Nein, Johannes-Lukas isst nur Dinkel-Tofu aus Bioanbau bei Vollmond geerntet.“

Also Vegetartier lasse ich mir ja noch gefallen. Aber die Veganer... Ich will ja nicht sagen, dass das das Allerletzte ist, aber... Am liebsten möchte ich gar nicht an die denken. Wurst sagen die ja auch. Dabei sind deren Sachen aus Getreide und Kohl. Das schmeckt doch überhaupt nicht. Aber es soll jeder machen, was er will.



Was genau macht ein Metzger?

Früher haben wir noch selber geschlachtet. Das machen wir heute nicht mehr, da fehlt uns die Zeit. Heute kaufe ich das Fleisch vom Bauern und nach dem Schlachten kommt es dann hier her. Erst hängt das Fleisch ein bis zwei Wochen ab und dann wird es zerteilt und zubereitet. Jeder Metzger hat seine Art, das Fleisch zu zerlegen. Wir haben immer den gleichen Schnitt, schon seit zig Jahren.

Fehlt Ihrem Beruf etwas, wenn Sie nicht mehr selber schlachten?

Nein, mir fehlt das nicht. Das mag aber auch daran liegen, dass wenn man älter wird, einem die Kraft fehlt. Das ist harte Knochenarbeit. Ich lasse heute in einem kleinen Betrieb auf dem Land schlachten. Das machen Vater und Sohn.

Wie werden die Tiere getötet?

Die werden mit einem Bolzenschussgerät betäubt und dann wird mit einem Messer die Halsarterie aufgeschnitten und der Schlachter sticht mit einem langen Messer dem Tier ins Herz. Dann ist es sofort tot. Und dann blutet es aus, wird ausgenommen und dann in zwei Hälften geteilt.

Wird in der Industrie anders geschlachtet?

Das Prinzip ist dasselbe: Betäuben, abstechen, ausbluten lassen, zerlegen. Aber die

Arbeitsweise ist anders. Die Tiere müssen in eine Falle laufen und werden da betäubt. Dann liegen sie auf der Seite und bekommen eine Kette um den Fuß und werden an einem Flaschenzug hochgezogen. Dann wird das Tier im Hängen abgestochen. Es ist Fließbandarbeit, die fast nur von Ausländern gemacht wird. Jeder Mitarbeiter macht nur einen Schnitt, den ganzen Tag. Beim Schlachten selber macht es für das Tier keinen Unterschied, ob es industriell oder im kleinen Rahmen geschlachtet wird. Aber je weniger Stress die Tiere vor dem Tod haben, umso besser ist das Fleisch. Und im Schlachthof stehen eben nicht nur zwei Schweine sondern fünfzig oder hundert Tiere. Alle aus fremden Ställen. Da ist Unruhe, die springen aufeinander. Und diese Tiere haben meistens lange Wege hinter sich. Tot ist tot. Aber je ruhiger es vorher ist, umso besser wird das Fleisch.

Mein Opa war Bauer und der Nachbar, Onkel Karl, war Metzger. Ich kann mich dran erinnern, dass als ich noch ganz klein war, die geschlachteten Rinder in der Garage auseinander genommen wurden. Es gab sehr viel Schnaps und wenn die Arbeit getan war, wurde das Fleisch in der Familie aufgeteilt. Und immer wenn es dann Fleisch zu essen gab, haben wir Mama gefragt, ob das jetzt das Rind ist.

Das ist bei uns auch so. Meine Tochter und die Kinder von meinem Sohn sind viel auf meinem Bauernhof. Wenn ich da sage: „Guck mal, so ein schöner Lamnbraten von unseren Lämmern.“ dann rühren die nichts mehr an, weil sie die Tiere ja gestreichelt haben. Das hat aber mit unserer Kultur zu tun. Ich bin oft dabei, wenn Moslems Lämmer schlachten. Da ist die ganze Familie dabei. Da schneidet der Vater die Leber aus dem Tier und schneidet sie in Scheiben und legt sie auf den Grill. Da stehen die Kinder einfach bei und da sagt keiner was.

Aber macht es Ihnen gar nichts aus, ein Tier zu töten, das Sie kennen?

Schön ist das nicht. Aber ich sage mir immer, dass die Tiere nun mal für den Menschen da sind und man auch nicht zu viel mit denen rumspielen soll. Wenn Kälber geboren werden, dann sind die süß. Aber die wachsen und nach zwei drei Jahren haben die genug auf dem Rücken und dann sind sie schlachtreif. Da hört dann süß für mich auf. Dann denke ich mir, dass ich jetzt ein wunderschönes Stück in den Laden kriege.

Können Sie nachvollziehen, wenn Leute Ihren Job ekelig finden?

Nein, nicht wirklich. Das finde ich nicht richtig. Die meisten Leute sind im Büro und haben mit der Wirklichkeit gar nichts mehr zu tun. Schauen Sie sich die Kinder von heute an. Die denken, dass die Kuh lila ist.

Aber das Image von Ihrem Job ist nicht gut, oder?

Das stimmt schon. Besonders bei den Veganern. Mich stört das aber nicht. Man darf nur nicht mit dreckigem Kittel im Geschäft stehen. Da vorne son blutiges Zeug anhaben, gehört sich einfach nicht. Und das schreckt die Leute dann auch ab.

Wie viele Schnittwunden haben Sie?

Toi Toi Toi. Nicht zu viele. Aber schon ein paar.

Aber es stimmt schon, dass Metzger die schärfsten Messer haben?

Ja, das stimmt. Wir kommen gleich nach den Japanern.



Was würden Sie sagen, sind die größten Probleme in ihrem Job?

Der Nachwuchs fehlt. Und die richtige Ausbildung. Ich habe schon sehr viele junge Männer hier gehabt, die auf Deutsch gesagt nichts konnten. Die können nur ein paar Handgriffe. Die werden durch die Fabriken geschleust und lernen einzelne Schnitte, aber die sehen das Tier nicht mehr im Ganzen. Und dann das mit den Supermärkten. Die Leute haben keine Ahnung. Da kann dich niemand mehr richtig beraten.

Bei uns früher auf dem Dorf, gab es einen Schlachter. Hinter der Theke stand Tante Margret – so nannten wir sie. Die war so breit wie sie hoch war. Immer wenn wir kamen, bekamen wir eine Scheibe Wurst.

Das ist hier heute noch so. Wenn Mütter und Väter hier mit den Kindern rein kommen, dann patschen die mit ihren Händen die Theke zu und drücken sich die Nase platt. Wurst kriegen sie trotzdem. Immer. Und dann siehst du, wie die Eltern mit den Lütten hier spazieren gehen, „Winke, Winke“ und dann ziehen die Kleinen die Alten hier rein.

Dass das ein Trick ist, habe ich später auch begriffen. Bei uns war es so, dass Tante Margret starb, der Sohn hat den Laden in den Sand gesetzt und dann machte eine Fleischtheke im Supermarkt auf, der neu gebaut wurde. Heute steht die Schlachtereier leer und man sieht nur noch die schönen alten Fliesen. Wie doll tut das Ihnen weh, dass die Zeiten sich ändern?

Das tut verdammt weh. Früher waren wir hier in Eimsbüttel so viele Metzger. Und alle konnten davon leben. Und dann kamen die Großen. Ich bin so froh, dass mein Junge das hier übernimmt. Stell dir mal vor: Ich lebe oben im Haus. Und dann soll ich spazieren gehen und hier ist nichts mehr drin. Da kommen mir aber die Tränen.

Was bedeutet Erfolg für Sie?

Erfolg ist für mich, dass ich das Geschäft von meinem Vater nach oben gearbeitet habe. Ich bin seit 1953 hier im Betrieb. Mein Tag fängt um sechs Uhr an und abends um acht Uhr gehe ich nach oben. Ich freue mich, am Wochenende auf meinen Bauernhof zu fahren. Das ist meine Erholung. Aber nicht, dass du jetzt denkst, dass ich da im Haus sitze und die Hände falte. Ich habe immer was zu tun.

Wenn Sie noch mal die Wahl hätten, würden Sie noch mal Metzger werden?

Was heißt die Wahl. Ich hatte ja nie eine Wahl. Mein Vater war Metzger. Vater und Mutter haben irgendwann gesagt, du bist jetzt so weit und dann ging das einfach los.

Haben Sie das bereut?

Nein. Zuerst passte mir das alles nicht so. Aber ich habe dann gemerkt, dass was raus kommt, wenn man sich rein kniet. Ich konnte ein paar Sachen ein bisschen besser als andere. Aber es war hart, hart, hart. Wenn ich heute Leute höre, die mit acht Stunden Arbeit noch zu viel haben oder Lehrer, die stöhnen. Das kann ich nicht verstehen. Bäcker arbeiten auch hart. Aber ein Schwein ist immer noch schwerer als ein Brotleib.

Wann waren Sie das letzte Mal im Urlaub?

Da komme ich nicht zu. Das letzte Mal war ich 1980 weg.

Wie alt sind Sie jetzt, wenn ich fragen darf.

Ja, wie alt bin ich? Moment... Dieses Jahr werde ich noch 78.

Ist es nicht langsam Zeit, Urlaub zu machen?

Ja, das meine ich auch. Dieses Jahr will ich.

Wo wollen Sie hin?

Früher als junger Kerl sind wir nach Portugal oder nach Spanien gefahren – nach Gran Canaria. Das war schön.

Aber das ist doch perfekt. Dann müssen Sie noch nicht mal auf guten Schinken verzichten.

Stimmt. Aber meinen musst du auch probieren. Der ist besser.

Kontakt zu Hans Wagner: www.schlachterei-wagner.de

Text: Julia Kottkamp

Fotos: Romy Geßner







Teile diesen Artikel:



1 Kommentare



Sabine Brunckhorst sagt

3. März 2016

Und ich bin auch superfroh, dass der Sohn den Betrieb weiterführt. Für Menschen die Wert auf gutes Fleisch legen und wissen wollen, wie die Tiere gelebt haben, ist bei Wagners nämlich sehr gut aufgehoben. Und ich finde toll, dass man auch über Rezepte sprechen kann oder besondere Teile, wie ganze Rinderherzen zum füllen etc. bekommt.

Also: ein Lieblingsgeschäft.

Antworten

Vorheriger Artikel

Kaffeeöster

Thomas Haack

Nächster Artikel

Grundschullehrerin

Anna-Katharina Halfmann

40 Stunden auf Facebook und Twitter

Folgt uns auf Facebook oder Twitter und verpasst kein neues Portrait.



Yorick, die Rolle seines Todes

Im Englischen steht „funny bone“ einerseits für den Nervus ulnaris, den sogenannten Musikantenknochen, und bedeutet andererseits „Sinn für Humor“. Als berühmtester Scherzknochen der Theatergeschichte muss Yorick gelten, der – „Alas, poor Yorick“ – zu Beginn des fünften Akts von „Hamlet“ seinen Auftritt hat und von diesem als „ein Bursch von unendlichen Humor“ vorgestellt wird.

Im Programmheft wird der Darsteller der Rolle in der Regel genannt, weil die Totenschädel, die diese bestritten, in den letzten 400 Jahren hauptsächlich von anonymen Spendern kamen. Erst als sich zur Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert die Diktatur der Zartbesaiteten und stets Traumbereiten durchsetzte, wechselte man von Echtknochen zu künstlichen Materialien, sodass Jude Law Spezialbedarf anmelden musste, als er 2009 in einer Londoner Produktion aus Gründen der „Authentizität“ darauf bestand, in der Titelrolle einen genuine Totenschädel zu verwenden. Er war von einer Anatomiebedarfshandlung aus Salt Lake City zur Verfügung gestellt worden und wurde auf 1800 datiert. Noch Genaueres weiß man über den Schädel, den David Tennant im Jahr davor widmungsgemäß in seinen Händen hielt. Er gehörte André Tchaikowsky (1935–1982), der sein Cranium der Royal Shakespeare Company vermacht hatte.

Abgeklärte Menschen vermachen ihren Körper der Medizin, zuversichtliche kontaktieren ein Kryonik-Institut, Theaterenthusiasten empfehlen ihren Kopf der Requisitionskammer. „In einer erstaunlichen Anzahl von Fällen“ stehe hinter Yoricks Schädel „ein Mensch, dessen Verbindung zum Theater den Tod und den sterblichen Körper überdauert“, schreibt Elizabeth Williamson in ihrer Arbeit über „Yorick's Afterlives: Skull Properties in Performance“. Williamson, die im laufenden Semester am Evergreen State College, Washington eine Lehrveranstaltung über die Aufführungsgeschichte von Shakespeare-Dramen im 20. und 21. Jahrhundert hält, kommt zu dem Schluss: „Die ehrfurchtsvolle Behandlung dieser Schädel schlägt nicht nur die Warnung in den Wind, die das Stück in Hinblick auf die Anonymität des Todes ausspricht, sondern widersteht der Unbeständigkeit des Theatermediums selbst.“

Nicht immer freilich glückt die Übung in theatral angewandter Pietät. Jahrelang hatte der Schauspieler John Hartman vergeblich versucht, in die Royal Shakespeare Company aufgenommen zu werden. Also vermachte er ihr im Jahr 1995 schließlich seinen Kopf, um sich, wie es in einem Testamentsnachtrag heißt, „eine Art dauerhaftes, wenn auch posthumes Engagement“ zu verschaffen. Die Sprecherin der RSC indes beschied, dass an den Einsatz solcher spröden Materials nicht gedacht und Herr Hartman auch keineswegs der Erbspender des eigenen Schädels sei. Kalthärziger Kommentar des „Independent“: „Auch nach seinem Tod erwartet Mr. Hartman eine Jobsage.“ Klaus Nüchtern

LITERARISCHES RÄTSEL

Wir konnten das Dach hören. Auch Quentin roch wie Regen. Was hat Jason denn getan, sagte er. Er hat Benjys Puppen zerschnitten, sagte Caddy. Mutter hat gesagt, man soll ihn nicht Benjy nennen, sagte Quentin. Er setzte sich auf den Kaminteppich zu uns. Wenn es nur nicht regnen würde, sagte er. Man kann nichts anfangen. Du hast gerauft, sagte Caddy. Stimmt's. War nicht schlimm, sagte Quentin. Das sagst du so, sagte Caddy.

In dieser Woche suchen wir eines Torens Fabel, die ein Macbeth-Wort im Titel führt. Wie heißt der Roman? Und wer hat ihn geschrieben? Lösungsvorschläge bitte an die Redaktionsadresse oder weltliteratur@weltn24.de. In der letzten Woche suchten wir Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser“. Gewonnen hat Uta Mangold aus Bergisch Gladbach.



Actionkino auf der Straße:
Am 31. Januar 1606 wurden
die Gunpowder-Verschwörer
in London öffentlich gehängt,
ausgeweidet und gevierteilt

„Machtvoll am Puls der Zeit“

Der Literaturwissenschaftler James Shapiro hat sein halbes Leben mit Shakespeare verbracht. Ein Gespräch über Zeitgenossenschaft, die ominöse Dark Lady und Shakespeares Lieblingskneipe ♦ Jan Küveler



Shakespeare ein Bier zu trinken? Mit anderen Worten, haben Sie das Gefühl, ihn zu kennen? Ich kenne ihn nicht und bilde mir das auch nicht ein. Es ist hart genug zu versuchen, seine Werke zu verstehen, das hält mich schon genug auf Trab. Das Leben damals war ein anderes, weshalb man immer Gefahr läuft, die Unterschiede zwischen seiner und unserer Zeit zu verwischen. Dem Biertrinken mit Shakespeare bin ich am nächsten gekommen, als ich erfahren habe, dass Shakespeare und seine Theaterfreunde ihre Namen in die Holzvertäfelung ihrer Lieblingskneipe eingeritzt haben, das „Tabard Inn“, nicht weit vom Globe Theatre. Er scheint also ganz gern mal auf einen Drink ausgegangen zu sein.

Die Stücke scheinen allgemeingültig, aber wie man aus Ihren Büchern erfährt, waren sie auch entschieden Erzeugnisse ihrer historischen Umstände. Damals gab es keine Zeitungen, kein Fernsehen und auch kein Radio. Das Theater war der einzige Ort, wo wichtige gesellschaftliche und politische Themen öffentlich verhandelt werden konnten. Wenn sich die Stückeschreiber entschieden, solche Sachen wegzulassen, gingen die Zuschauer in ein anderes Theater. Shakespeares Stücke wirken zeitlos, weil sie so tief von brandaktuellen Themen durchzogen sind – von Fragen der Ehe und Familie, politischer und moralischer Autorität bis hin zu Spannungen zwischen den sozialen Klassen, Nationalismus, Einwanderung, Rasse und vieles mehr.

Nach Jahrzehnten der Beschäftigung mit Shakespeare: Haben Sie das Geheimrezept herausgefunden, wie man diesen Zeitgeist nimmt und ihn in ein ewig gültiges Meisterwerk verwandelt? Ich kann Shakespeares Genie nicht besser erklären als Mozarts oder Rembrandts. Seine Werke schaffen das Unmögliche. Wie erfindet und schreibt man Macbeth? Shakespeare hatte

den Finger am Puls seiner Zeit und sprach mit großer Kraft zu ihr, so machtvoll, dass seine Stücke 400 Jahre später nachhallen. Es klingt wie ein Hype, ist aber die Wahrheit. Gerade habe ich gelesen, dass, auf die Frage, ob sie Shakespeare mögen, 89 Prozent der Inder ja sagen, 87 Prozent der Brasilianer und 63 Prozent der Amerikaner. Interessanterweise – vielleicht aus Eifersucht, vielleicht aus alter Feindschaft, keine Ahnung – finden ihn bloß 51 Prozent der Franzosen gut und noch weniger Deutsche, 44 Prozent. Also sollte man besser sagen, dass sein Appeal ziemlich weitverbreitet ist, aber nicht ganz universal.

Ich weiß nicht, wie es in Amerika steht, aber viele neue Theaterstücke deutscher Autoren fühlen sich platt an. Hilft es vielleicht, wenn man Anteilseigner einer Theaterkompanie ist, den ganzen Tag mit Schauspielern verbringt und ihnen die Rollen auf den Leib schreibt? Das kann daran liegen, dass die Inszenierungen in Deutschland mehr konzept- oder regisseursgetrieben sind als woanders. Ich bewundere die Arbeiten einiger junger deutscher Stückeschreiber, die ich in Übersetzung gelesen habe, besonders Daniel Kehlmann. Vielleicht war es von Vorteil, dass es zu Shakespeares Zeiten keine Regisseure gab – nur eine Gruppe von rund einem halben Dutzend Schauspieler-Shareholder, die über die Jahre unzählige Stücke miteinander gespielt hatten, und dazu zwei, drei Jungen, die bezahlt wurden, um den Cast zu vervollständigen.

Hatten Fluktuationen in der Truppe Auswirkungen auf Shakespeares Schreiben? Ständig. Shakespeare war auf der Hut, nicht zu verraten, was er als nächstes schreiben würde. Das einzige Mal, dass er mit dieser Regel brach, in einem Epilog zum Zweiten Teil von Henry IV., wo er versprach, über die überlebensgroße Figur Falstaff zu schreiben, verließ der Schauspieler,

der Falstaff spielte, der Star-Comedian Will Kemp, die Kompanie. Also musste Shakespeare umdenken (und ließ Falstaffs Tod nicht spielen, sondern nur davon berichten). Sein Schreiben änderte sich auch, wenn neues Talent auftauchte. Es dauerte bis 1599, bis er einen Teenager fand, der hervorragend Frauen spielen konnte (weil damals allein Männer in der Öffentlichkeit spielen durften), sodass er den Part von Rosalind in „Wie es euch gefällt“ schrieb, die 40 Prozent Textanteil hat. Shakespeare schrieb grundsätzlich mit den Fähigkeiten seiner Schauspieler im Kopf – und hatte Glück, dass er für eine so talentierte Gruppe schrieb.

Interessieren Sie sich für die Sonette? Waren Sie nur ein Zeitvertreib in den Pest-Monaten, wenn die Theater geschlossen waren? Und wer ist eigentlich diese Dark Lady, von der immer wieder die Rede ist?

Ich liebe die Sonette. Sie gehören zu den komplexesten Kunstwerken, die mir je untergekommen sind. Unglücklicherweise haben die meisten von uns weder die Zeit noch die Geduld, sie heute zu lesen. Ich schätze, die meisten Leute sehen sie als Liebesgedichte, etwas, das man auf einer Hochzeit vorliest. Das gilt für ein paar, aber für die meisten nicht. Versuchen Sie mal, die Sonette 152, 153 oder 154 – die letzten drei der sogenannten Dark-Lady-Sonette – auf einer Hochzeit zu lesen. Da werden sie die Kinnladen runterfallen sehen. Was die Vorstellung betrifft, dass sie autobiografisch seien, die Story von Shakespeares Affäre mit einem jungen Mann oder einer dunklen Frau – das ist purer Quatsch, eine Entschuldigung, sie nicht als Gedichte zu nehmen. Es ist wesentlich hilfreicher, sie sich als vorbereitende Skizzen für die Art dramatischer Begegnungen vorzustellen, die in den Stücken ausgemalt werden.

Ich weiß, Sie reden dauernd darüber. Aber weil Sie so oft darüber sprechen, ist es vermutlich auch wichtig: Warum ist Hamlet so wichtig für die Geschichte der Literatur, wenn nicht der Menschheit?

Goethe ist schuld. Er hat mit „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ den Bildungsroman erfunden, einen Roman, dessen Held an Hamlet angelehnt ist. Goethes Geschichte war enorm einflussreich und hat hochgradig bestimmt, wie wir uns das Coming-of-Age-Story heute vorstellen. Es ist wahrscheinlich nützlich, sich daran zu erinnern, dass Shakespeare Hamlet nicht erfunden hat: Die Geschichte zirkulierte seit Jahrhunderten, und es gab sogar schon eine frühere Version des Stücks auf einer elisabethanischen Bühne, als Shakespeare sich daran machte, es als sowohl familiäres wie politisches Drama neu zu erzählen. Wir neigen heute dazu, die politischen Dimensionen der Geschichte herunterzuspielen, und geben den privaten den Vorrang. Das Bemerkenswerteste an Shakespeares Fassung ist vielleicht, welch unterschiedliche Wirkung sie auf verschiedene historische Momente hat: Im frühen 19. Jahrhundert war es ein Stück über einen Intellektuellen, der sich nicht entscheiden konnte; ein Jahrhundert später, nach Freud, wurde es ein ödipales Drama, und immer so weiter. Eine tolle Produktion des Stücks zu sehen, steht als Methode, sich herausbildende kulturelle Trends zu erkennen, keiner anderen nach.

James Shapiro ist Professor an der New Yorker Columbia University und einer der bekanntesten Shakespeare-Forscher der Gegenwart. Seine Methode ist eine Art untheoretischer New Historicism, ein Eintauchen in die Zeit, so wie man sich als Reisender eine unbekannte Stadt erschließt. Shapiro interessiert sich gleichermaßen für Ehezerfittung und Theaterkarten wie für den Text von „King Lear“ und „Macbeth“. Diese beiden Stücke stehen für das Jahr 1606, von dem Shapiros letztes Buch handelt. Es ist eine Art Fortsetzung von „1599: A Year in the Life of William Shakespeare“ (2005). In „Contested Will: Who Wrote Shakespeare“ (2011) beschäftigt er sich mit der Frage nach Shakespeares Identität.

LITERARISCHE WELT: Wie kann es sein, dass im 16. Jahrhundert irgendein Typ auftaucht, Sohn eines Handschuhmachers, und diese Stücke schreibt, die uns noch 400 Jahre später so berühren?

JAMES SHAPIRO: Es ist verlockend, sich vorzustellen, Shakespeare wäre ein Sonderfall gewesen, eine Anomalie. War er nicht. Shakespeare wurde groß in einer bemerkenswerten Zeit für das englische Theater, als ein paar Dutzend außerordentliche Dramatiker – darunter Christopher Marlowe, Thomas Kyd, Thomas Middleton, John Ford, Ben Jonson und John Webster – Werke schrieben, die sich heute so dringlich und brillant anfühlen wie damals. Es ist bloß Pech, dass ihre großartigen Stücke so selten aufgeführt, gelesen oder unterrichtet werden.

Sie haben zwei Bücher über je ein Jahr im Leben von Shakespeare geschrieben. Warum? Damals und heute waren und sind Schriftsteller die Produkte ihrer Zeit. Shakespeares Zeit lässt sich nicht besser verstehen als durch seine Stücke; und die Stücke lassen sich nicht besser verstehen, als wenn man begreift, was los war, als er sie schrieb. Deshalb habe ich die letzten 25 Jahre meines Lebens damit verbracht – und hoffentlich nicht verschwendet –, alles zu lesen, was in diesen beiden entscheidenden Jahren in Shakespeares Karriere geschrieben worden ist, Jahren, die wir heute für solch außergewöhnliche Werke feiern wie „Hamlet“ (das er 1599 angefangen hat) und „King Lear“ (1606 uraufgeführt).

Finden Sie es auch lustig, dass alle wissen wollen, wie Shakespeare tickte, der Mensch, von dem wir so wenig wissen, während wir so viele Shakespeare-Texte kennen, in denen er schreibt, dass der Mensch ein unergründliches Rätsel ist? Wir leben in einer Zeit der Celebritys und glauben, das Recht zu haben zu erfahren, mit wem diese Celebritys schlafen, was ihre politischen Ansichten und wie gute Eltern oder Freunde sie sind. Traurigerweise werden wir die Antworten auf diese Fragen über William Shakespeare nie erfahren, obwohl das die Leute nicht vom oft ziemlich wilden Spekulieren abgehalten hat. Wäre diese ganze Tinte doch vergossen worden, um die vertrackten Monologe und undurchsichtigen Sonette aufzudröseln.

Ungeachtet der letzten Frage: Wie wäre es nach Ihrer langen Bekanntschaft wohl, mit

„Wir greifen da ein, wo das Klima zerstört wird“

Andrang zu Demos, mediale Präsenz, politische Reichweite: Die derzeit erfolgreichste Bürgerbewegung scheint die gegen Flüchtlinge zu sein. Was das mit Klimaschutz zu tun hat, warum gerade jetzt Proteste gegen fossile Energien wichtig werden und wie Demonstranten mit Kohlegrubenbesetzungen die Debattenkultur in Deutschland verändern wollen – darüber sprechen wir mit dem Politologen und Aktivisten Tazio Müller

VON JULIA LAUTER UND ESPEN EICHHÖFER (FOTOS)



Der politische Diskurs wird derzeit durch die landesweiten Proteste gegen Flüchtlinge geprägt. Herr Müller, ist es immer gut, wenn die Leute auf die Straße gehen? Proteste sind nicht per se gut oder schlecht. Man braucht einen ethischen Kompass, um ihre Ziele bewerten zu können.

Sollten wir angesichts der aktuellen Gemengelage in der Gesellschaft Angst vor Bürgerprotesten haben? Nein, denn das wäre eine sehr elitäre Haltung. Wir müssen uns fragen: Warum sind die Leute auf der Straße? Was davon ist ernst zu nehmen, was ist ethisch vertretbar? Die etablierten politischen Akteure liefern einfach nicht, und dann kann ich es durchaus nachvollziehen, wenn Leute, die sich sozial benachteiligt fühlen, Neid und Angst gegenüber Geflüchteten entwickeln. Deshalb ist es keine Lösung, die Menschen als Deppen abzutun oder – im anderen Extrem – die Hilfe für Geflüchtete zu kürzen. Wenn wir den Leuten immer nur Problemdiagnosen anbieten, aber nie sagen, wie sie handeln können, dann stärken wir die rechten Kräfte. Denn die sagen schlicht: Grenzen zu, Ausländer raus, lass' mal ein Flüchtlingsheim anzünden. Deshalb brauchen wir konkrete Lösungsansätze und das Gefühl von Ermächtigung.

Kann man Proteste zu sozialen Themen und zu Umweltthemen überhaupt vergleichen? Klimawandel ist kein Umweltthema. Tatsächlich ist die Umwelt kein Umweltthema. Die Umwelt ist ein soziales Thema, denn es geht darum, dass die Armen an dem zugrunde gehen, was wir Reichen machen. Es geht um Gerechtigkeit. Wenn das keine soziale Frage ist, dann weiß ich auch nicht. Auch die Anti-Atom-Bewegung war keine reine Öko-Bewegung. Da haben sich der Friedensbewegung Umweltschützer und eine ganze Reihe andere Bewegungen angeschlossen, und so konnten die Proteste so wirkmächtig werden. Wir sagen: Es geht schon lange nicht mehr um Eisbären.

Anders als in den USA gibt es in Deutschland bis heute keine große Klimabewegung. Warum sind die Menschen hier so klimafaul? Das hat unter anderem mit der Stärke der grünen Partei zu tun: Grüne Themen sind in der Mitte der Gesellschaft angekommen, hier gibt sich jeder klimafreundlich. Soziale Bewegungen entstehen aber vor allem dann, wenn ein Thema nicht von den Akteuren im politischen System behandelt wird. Ein anderes Problem war die frustrierende Erfahrung bei der Klimakonferenz in Kopenhagen 2009. Als Aktivist habe ich damals für den Gipfel mobilisiert, Tausende sind mitgekommen,

haben dort massive Polizeigewalt erfahren, und es kam nichts dabei raus. Bei vielen blieb hängen: Das bringt nichts. In der Folge gab es ein großes Loch, in der Bewegung spricht man von der Post-Kopenhagen-Depression.

Welche Lehre haben Sie und ihre Mitstreiter daraus gezogen? Es hat fast sechs Jahre gedauert, bis die Bewegung wieder das Mobilisierungsniveau von 2009 erreicht hatte. Danach wollten wir nicht mehr da eingreifen, wo der Klimawandel verwaltet wird, sondern dort, wo das Klima zerstört wird: in den Braunkohlerevieren. Wir wollten eine Aktion massenhaften Ungehorsams im Bezug auf Klimagerechtigkeit auf den Weg bringen.

Im vergangenen August besetzten rund tausend Aktivisten des Bündnisses „Ende Gelände“ den Tagebau Garzweiler im Rheinland. Wie viel CO₂ wurde dadurch vermieden? Wer glaubt, dass man Aktion für Aktion mit einem CO₂-Rechner durchkalkulieren kann und wir den Klimawandel aufhalten, indem wir von Grube zu Grube ziehen und dort die Bagger stoppen, der sieht die Ausmaße des Problems nicht. Wir erzielen mit unseren Protesten Effekte auf der politischen und der gesellschaftlichen Ebene. Wir können uns nur kurze Zeit in der Grube aufhalten, aber die Wirkung dieser Ermächtigung – das Problem Klimawandel dort anzupacken, wo es entsteht – geht weit darüber hinaus.

In Garzweiler bedrohten RWE-Mitarbeiter Aktivisten mit Eisenstangen, fesselten sie mit Kabelbindern, es gab Verletzte – nehmen Sie das in Kauf? Natürlich sind solche Vorstöße mit einem gewissen Risiko verbunden. Die Frage ist, wie groß dieses Risiko ist. Wir haben Sanitäter, Rechtshilfe und psychologische Betreuung bei jeder Aktion vor Ort – das gehört für uns zu einer gut vorbereiteten Aktion dazu. Wir wissen, dass diese Form des Widerstandes belastend und traumatisierend sein kann. Aber wir versuchen, das so gut wie möglich aufzufangen. Das Wichtigste ist, zu wissen: Ich bin nicht alleine, Leute kümmern sich nach meiner Verhaftung um meine Freilassung, warten vor dem Knast mit einer heißen Suppe oder einem Glühwein. Wir machen das als Bewegung, weil wir es alleine nicht können. Das Gewicht ist zu schwer für den Einzelnen, deshalb schließen wir uns zusammen.

Zu Pfingsten sind Aktionen in den Lausitzer Braunkohlegruben geplant. Mit einem vorab veröffentlichten Aktionskonsens versucht das Bündnis die Situation „relativ vorhersagbar“

zu machen. Geht das bei einer Tagebaubesetzung überhaupt? Wir versuchen, das Risiko einer Eskalation zu begrenzen. Kontrollieren können wir nur uns selbst. Und wenn wir im Vorfeld klar sagen: „Von uns geht keine Eskalation aus“, dann ist die Situation meistens weniger explosiv. Wir machen klar: Es geht uns nicht darum, immer radikalere Aktionen zu machen, die nur die Immer-schon-Überzeugten ansprechen. Mit den Protesten wollen wir unseren legitimen Forderungen gesellschaftlich Relevanz verschaffen. Wenn wir Infrastruktur zerstören würden, würden wir wichtige Bündnispartner verlieren und unsere Aktivisten gefährden – das ist nicht in unserem Sinne.

Zu den seit 2008 stattfindenden Klimacamps in deutschen Braunkohlegebieten kamen jährlich ein paar hundert Menschen. Im letzten Jahr stieß die wachstumskritische Bewegung dazu und ließ die Teilnehmerzahl auf mehr als tausend Demonstranten anwachsen. Ein erster Schritt in Richtung Massenbewegung? Es ist auf jeden Fall eine Strategie, um mehr Menschen für unser Anliegen zu interessieren. Viele aus der Post-Wachstums-Bewegung kommen eher aus der Mitte der Gesellschaft. Das sind einfach Menschen, die sich mit ihren eigenen und gesellschaftlichen Zukunftsperspektiven beschäftigen und merken: Irgendwie geht das so nicht. Und dieses gesellschaftliche Unwohlsein mit dem Dogma des unend-

Passt das Streben nach schnellem Wachstum zu einer linken Öko-Bewegung? Ich bin da ganz offen: Natürlich müssen wir schnell wachsen, um den Kohleausstieg zu beschleunigen. Deswegen müssen wir der Mehrheitsgesellschaft Brücken bauen, sodass sie sich einfacher anschließen kann. Soziale Bewegungen müssen ab einem bestimmten Punkt über den Kern der Immer-schon-Überzeugten hinauswachsen – sonst sind wir nicht wirkmächtig genug. Und das müssen wir sein, denn wenn man die Ergebnisse von Paris ernst nimmt, müssen wir deutlich früher als 2040 aus der Kohle raus. Und dafür müssen wir schnell mehr werden, sodass wir schnell machtvoller sind.

Ist Garzweiler jetzt das neue Wendland? Das wäre schön. Wir können sicher sagen, dass wir in der bundesweiten Klimadebatte neue Zeichen gesetzt, den massenhaften zivilen Ungehorsam als Protestform weiter legitimiert und eine deutschlandweite Anti-Kohle-Bewegung etabliert haben. Wer die Kohleenergie vorantreibt, der muss mittelfristig mit genau den Auseinandersetzungen rechnen wie die Atomindustrie. Und wenn wir diese Analogie weiterdenken, dann ist das Ziel natürlich ein von unten erkämpfter Kohleausstieg.

Was erwartet die Bewegung im Mai in der Lausitz? Unser Verhältnis zu den lokalen Bürgerinitiativen in der Lausitz ist durchaus

„Nicht wir hinterlassen verbrannte Erde, sondern Vattenfall.“

TADZIO MÜLLER

lichen Wachstums auf einem endlichen Planeten wollten wir mit in die Grube nehmen. Leute wie die Besetzer des Hambacher Forsts im Rheinland leisten einen sehr wichtigen Beitrag. Aber wenn mich ein netter, nachdenklicher Mensch, der gerne im Bioladen einkauft, fragt, wie er etwas verändern kann, und ich sage: „Du musst die nächsten drei Monate in einem Baumhaus im Rheinland wohnen“, wird er vermutlich sagen: „Nein danke“. Darum laden wir ihn ein, zu unserem Camp zu kommen, spannende Veranstaltungen zu erleben und anschließend an einer gut strukturierten Aktion teilzunehmen, mit der man wirklich etwas erreichen kann. Dann haben wir bessere Karten.

komplizierter als im Rheinland. Viele der lokalen Bürgerinitiativen sind skeptisch gegenüber der geplanten Aktion – sie akzeptieren unser Vorgehen, werden aber nicht dabei sein. Wir von Ende Gelände rechnen in der Lausitz mit mehr Druck vom Betreiber Vattenfall, mit mehr Druck von der Polizei und mit mehr Druck von den Arbeitern. Der letzte Punkt bereitet mir am meisten Sorge.

Warum haben Sie mehr Angst vor den Arbeitern als vor der Polizei? Aus deren Sicht wollen wir ihnen ans Leder, wir greifen ihre Existenzgrundlage an, und, was fast noch wichtiger ist, wir kratzen an ihrem Selbstverständnis. Sie waren jahre- ➤



Polizei und Arbeiter gegen Aktivisten:
Im August 2015 protestierten rund tausend Menschen gegen die Nutzung fossiler Energien, indem sie eine rheinische Kohlegrube lahmlegten



TADZIO MÜLLER

arbeitet als Referent für Klimagerechtigkeit und Energiedemokratie für die Rosa-Luxemburg-Stiftung und ist als Übersetzer tätig. Er engagiert sich in der Klimagerechtigkeitsbewegung und besetzte 2015 mit dem Aktionsbündnis „Ende Gelände“ den Kohletagebau in Garzweiler. Mitte Mai ist die nächste Massenaktion im Lausitzer Braunkohlerevier bei Cottbus geplant.

lang die Guten, haben die DDR mit Strom versorgt. In der Geschichte der Linken haben Kohlearbeiter lange Zeit eine sehr zentrale Rolle gespielt. Und jetzt kommen wir und sagen: Ihr seid keine Helden, ihr seid die Bösen. Es ist leicht, zu sagen „Vattenfall ist der Gegner“ oder „Die Polizei ist der Gegner“. Aber wenn dann ein Arbeiter vor dir steht, der seine Identität und seine Lebensgrundlage verteidigt, ist das

etwas ganz anderes. Wie positioniert man sich da als Linker? Wir kämpfen ja seit Jahren für einen linken Öko-Aktivismus. Und wenn eine Situation entsteht, in der man nicht beides – links und Ökoaktivist – sein kann, würde das unter Umständen die Arbeit von Jahren zunichte machen.

Wie wollen Sie das verhindern? Beim Ausstieg aus schmutziger Industrie werden

viele Leute ihre Arbeit verlieren, nicht jeder findet einen Job im Bereich der Erneuerbaren. Je früher wir über einen gerechten Ausstieg sprechen, umso größer sind die Chancen, dass er gelingen kann. Darauf zielen wir mit unseren Aktionen. Im Moment ist die Stimmung in der Lausitz sehr polarisiert, Einladungen zum Gespräch wurden von den Gewerkschaften bisher ausgeschlagen. Ich hoffe, dass das nach der Aktion anders ist und wir mit politischen Bildungsprogrammen die Debatte gestalten können.

Verprellen Sie mit ihrer Aktion die Unterstützer vor Ort? Nicht wir hinterlassen verbrannte Erde, sondern Vattenfall. Dass wir Unterstützer vor Ort verprellen, ist eine Gefahr, aber wir haben im Moment keine andere Wahl. Wenn man wirklich Politik machen will, dann muss man Gefahren in Kauf nehmen. Wir müssen neue Räume für die Bewegung aufmachen, und dabei kann natürlich auch mal etwas schlecht laufen. Es nicht zu tun, ist aber keine Option, weil dann auch nichts besser werden kann.

Ist es einfacher, in die Grube zu gehen, als sich an den Verhandlungstisch zu setzen? Warum sollten sie mit uns reden? Niemand muss sich mit radikalen Klimaschützern an einen Tisch setzen. Dafür sind wir nicht genug Leute und gesellschaftlich noch nicht relevant genug. Wir entwickeln Einfluss durch Störungsmacht – erst wenn wir in die Grube gehen, werden wir überhaupt zu einem Verhandlungspartner.

Sie fordern – entgegen der Positionen der meisten deutschen Umweltorganisationen – den sofortigen Ausstieg aus der Kohlekraft. Warum? Klimapolitisch ist ein Ausstieg 2040 absolut unzureichend. Wir dürfen die 1,5 Grad auf keinen Fall überschreiten – trotzdem legen viele Umweltorganisationen Pläne vor, die dieses Ziel verfehlen. Doch wenn wir den Klimawandel rechtzeitig stoppen wollen, müssen wir viel früher mit dem Aussteigen anfangen. Diese Forderung bekräftigt das Bündnis Ende Gelände mit Massenaktionen. Wir wissen, dass radikale Forderungen meistens nicht eins zu eins umgesetzt werden. Aber wir schaffen mit unserem Einsatz mehr Verhandlungsspielraum für Organisationen mit weniger rigorosen Positionen. Ich glaube, nur durch die radikalen Forderungen von Malcolm X wurde Martin Luther King zu einem Akteur, mit dem die Politik reden musste. In diesem Sinne beanspruchen wir das scheinbar Unmögliche, um die Grenzen des Möglichen zu verschieben. ◀

Grafen und Herren

Der Adel und die neue Zeit

von Jenni Roth / 7.2.2016, 05:30 Uhr

Der Adel sei ein Soziotop mit Traditionen und konservativen Werten, meint der adlige Publizist Alexander von Schönburg. Der Adel stehe damit für vieles, was in der Quick-Win-Gesellschaft flöten gehe.

Lassen Sie mich raten: Sie mussten als Kind durch lange Flure wandeln, kamen jahrelang nicht an die hohen Türklinen, waren auf einem Internat . . .

Ich zerstöre Ihr Bild nur ungern. Aber ich bin ein Flüchtlingskind und damit ziemlich typisch! Meine Mutter war eine ungarische Gräfin, sie flüchtete 1956. Das Erbe meines Vaters in Südwestsachsen wurde von den sowjetischen Besatzern annektiert, er war schon 1945 aus dem Osten geflüchtet. Er kam ohne einen Pfennig im Westen an, wurde Entwicklungshelfer und Journalist. Ich bin in ein ganz normales Münchner Gymnasium gegangen. In den Ferien waren wir nicht auf Mallorca, sondern bei der Grosstante im Schwarzwald.

Aber es gibt doch immer noch Adlige, die in Schlössern leben!

Grösstenteils hat der Adel sich längst verbürgerlicht. Natürlich gibt es vielleicht zwei Dutzend Familien, die noch in das Klischeebild passen. Die Land und Forst besitzen, vielleicht eine Brauerei. Die leben, wie man das so aus dem Märchenbuch kennt, in einem Schloss: die Waldburg-Zeils, Fürstenbergs, Schaumburg-Lippes usw.

Spielen denn diese Familien noch eine gesellschaftliche Rolle?

Regional haben sie schon noch grossen Einfluss.

Inwiefern?

Im Prinzip sind sie kleine lokale Wirtschaftsbetriebe mit Funktionen, die man heute eher mit Nichtregierungsorganisationen verbindet. Zur Grundmentalität des Adels gehörte immer ein gewisses Misstrauen gegenüber staatlicher Zentralgewalt. Die Staatlichkeit, wie wir sie heute kennen, geht ja auf das frühe Mittelalter zurück, als der Adel auf lokaler Ebene quasistaatliche Funktionen ausübte. Das, was die Zivilgesellschaft heute als «Think global, act local» kennt, ist ein uradeliges Prinzip.

Haben die Adelsfamilien damit Verantwortung gegenüber der Gesellschaft?

Natürlich! Sichtbar wird das etwa in ihrem caritativen Engagement. Den Malteser-Hilfsdienst und die Johanniter gab es lange vor dem Roten Kreuz.

Auch das Mäzenatentum hat Tradition. Passen Kunst und Adel noch zusammen?

Heute beherrschen die neuen Superreichen den Kunstmarkt, sie häufen Sammlungen an, weil sie so zu Prestige kommen. Adlige kommen in der Kunstwelt meist als Auktionatoren vor, Sammler wie Francesca von Thyssen und meine Schwester Gloria von Thurn und Taxis sind eher die Ausnahme.

Wenn der Adel so bedeutungslos geworden ist – was definiert den Adelsstand überhaupt noch?

Mit dem Adel ist es wie mit der Schweiz: Alles ist von Kanton zu Kanton verschieden. Der Adel ist heterogen, ein komplexes, verzweigtes Kastensystem, in dem die Clans zum Teil durch historische Animositäten verbunden sind. Was sie eint, ist ihre kulturelle Verwandtschaft, sind ihre Wurzeln in der vorindustriellen Welt. Ein Soziotop mit Traditionen und konservativen Werten.

Ist Familie die Schnittmenge, die alle Adelsfamilien verbindet?

Sie ist ein zentrales Identifikationsmerkmal und wird bewusst gepflegt. Es gab eine Zeit, da lebten nur Mönche oder Geisteskranke allein. Jetzt lebe ich in einer Stadt, in der ein Drittel der Leute Singles sind. Wer braucht überhaupt noch Familie? Heute ersetzt der Staat die Familie als Sicherheitsnetz. Die Familie spielt aber beim Adel – wie übrigens auch bei anderen kulturellen Minderheiten – eine wichtige Rolle. Vettern dritten Grades sind zum Teil wie Brüder für mich, Cousinen wie Schwestern. Hier in Berlin aber habe ich Freunde und Kollegen, die haben nicht einmal mehr Kontakt zu ihren eigenen Eltern. Wir haben systematisch die Familie als Keimzelle der Gesellschaft zerstört, und dann heulen wir, wenn auf Facebook ein Video von einem einsamen Opa kursiert, der sich nach seinen Kindern sehnt. Insofern steht der Familiensinn des Adels für etwas, das in der modernen und dogmatisch liberalen Gesellschaft flöten geht.

Trifft das adlige Gemeinschaftsgefühl einen Nerv der Zeit?

Traditionsbewusstsein und Nachhaltigkeit sind jedenfalls wieder im Kommen. Der Adel dachte immer über Generationen. Wenn du Waldbesitzer bist, pflanzt du heute Bäume, die erst deine Enkel erben. Das ist so ziemlich das Gegenteil der heutigen Quick-Win-Mentalität.

Als Klasse mit wiedererkennbaren Eigenschaften also hat sich der Adel gut gehalten. Ist er auch ein Machtfaktor?

Nicht mehr. In Deutschland hat sich der Adel nach dem Ersten Weltkrieg schwer diskreditiert, und nach dem Zweiten Krieg war es ganz vorbei. Die wilhelminische Elite, wozu auch das Grossbürgertum zählte, war hauptverantwortlich dafür, dass Deutschland in den Ersten Weltkrieg schlitterte. Spätestens nach 1945 wurde alles, was an Tradition und Adel erinnerte, in Bausch und Bogen aus dem Fenster geworfen. Der bundesrepublikanische Stil war immer betont bescheiden und antielitär und antipompös, fast kleinbürgerlich. Biografien wie die Helmut Kohls sind typisch für die BRD, ob in der Politik, in Unternehmen, unter Professoren oder hohen Beamten: Das Wegbrechen der alten Eliten machte Platz für die Aufsteiger-Generation der 1950er Jahre.

Und in anderen europäischen Ländern?

Der Elitewechsel war in Deutschland sehr viel radikaler als in unseren Nachbarländern. Auch da gab es einen sozialen Wandel, aber auch Kontinuität in der Oberklasse. Besonders krass ist das in Belgien, aber auch in Österreich sind viele der reichsten Familien sehr alt. Typisch für Europa, ausser Deutschland, ist, dass die nachrückenden Schichten fast überall den Stil der alten Eliten nachahmen wollten. Während man in Deutschland so fortschrittlich und modern sein wollte wie möglich.

Der Wandel hat auch das Vermögen der Adligen getroffen.

Warum sind so viele verarmt?

Es ist viel Unrecht passiert. Beispiel: die Urgrossmutter meiner Frau, eine Henckel-Donnersmarck. Sie war schwerreich, schüttete ihr Vermögen regelrecht über der Region aus, verband die Bergtäler aus eigener Tasche mit der Eisenbahn, alle ihre Angestellten bekamen zur

Pension ein kleines Haus mit Grundstück geschenkt. Als die Nazis kamen, wurde sie enteignet, ihre Kunstsammlung zwangsversteigert. Kein Mensch hat die Familie je entschädigt. Die wenigen wohlhabenden Adligen, die noch auf ihrer Scholle leben, ernähren sich solide von Land- und Forstbesitz. Wirklich Pech haben die, die noch in einem Schloss wohnen. Eine enorme finanzielle Belastung! Wer kann, macht ein Hotel daraus. Da sitzen dann die DAX-Vorstände unter fremden Ahnenbildern in zu Golfhotels umfunktionierten Schlössern und simulieren adeliges Lebensgefühl. Hotels sind ein natürliches Auffangbecken für Adelige, deren Familien den Zenit ihrer Bedeutung überschritten haben. Familien wie meine wissen eben, wie man sich als Gastgeber zu benehmen hat, wie Servietten gefaltet werden müssen. Mehrere meiner Vettern und Cousinen arbeiten in der Hotelbranche. Ein reizvoller Job mit Schattenseiten, etwa wenn man arabischen Prinzen höflich erklären muss, dass das Personal in unseren Breiten eingeschnappt reagiert, wenn man es züchtigen will.

Wo liegt für die Nichtadligen die Faszination adliger Lebensart?

Die Angehörigen der ehemaligen Eliten waren immer stilprägend. Und: Mittlerweile schaut man auch in Deutschland etwas entspannter und mit mehr Wohlwollen auf die alten Eliten.

Trotzdem würde kein Adliger zugeben, dass er sich etwas auf seinen Namen einbildet!

Titelhuberei ist spiessig. Will man sich allen Ernstes als «Freiherr» vorstellen? Als «Graf»? Das Problem ist auch, dass man im Moment, in dem man als verbürgerlichter Adliger seinen Adelstitel führt, ihn damit sozusagen zu Markte trägt, egal ob als Banker, Makler oder Grüssaugust bei irgendeinem Konzern.

Aber Sie selbst tun als Autor über Adelsthemen doch genau das?

Ich nutze in meinem beruflichen Leben nur die drei Buchstaben «von». Das ganze «Graf» und «Herr» und so weiter lasse ich weg.

Leiden Sie unter fehlender Beachtung?

Natürlich nicht. Und wenn, würde ich es nie zugeben.

Trotzdem schreiben Sie Bücher über Ihre «Kaste», andere pflegen ihre Geschichten mit Familienchroniken. Kennen Sie Ihren Stammbaum auswendig?

Ich gebe vor allem Erfahrungen meiner Kaste freigiebig an die nachrückenden Schichten weiter. Ich glaube, ich sollte an dieser Stelle klarstellen: Ich stehe dazu, aus dem historischen Adel zu stammen, aber es ist nur ein Aspekt meiner Identität, der zu mir gehört, wie das Mann- oder das Deutschsein.

Könnten Sie die Rangfolge der Titel aufzählen, Herzöge, Fürsten, Grafen, und die Zahl an Zacken, die eine Familie in der Krone ihres Wappens führen darf?

In Grundzügen kann ich das schon erklären. Am einfachsten ist es, wenn man sich den Adel wie eine Schichttorte vorstellt: Der Zuckerguss, ganz oben, besteht aus jenen zwei Dutzend Häusern, die bis 1918 souverän über ihr eigenes Land herrschten und durch die Ausrufung der Republik vom Thron verjagt wurden. Die Schicht darunter, den Hochadel, bilden jene Fürsten und Reichsgrafen, denen ihr souveränes Herrschaftsgebiet schon gut hundert Jahre vorher abhanden kam – bei der grossen Flurbereinigung 1803 bis 1815 und den Aufräumarbeiten, nachdem Napoleon die europäische Landkarte durcheinandergebracht hatte. Getragen wird die Torte vom Gros der Adelligen, einfachen Grafen und Freiherrn, Abkömmlingen jener

Familien, die im Alten Reich Steuerprivilegien genossen, aber nie souverän über eigene Länder regierten. Dann kommen die Uradeligen, die zwar manchmal nur ein «von» im Namen tragen, aber seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle sitzen und oft namhafte Staatsmänner oder Offiziere in ihren Stammbäumen haben. Und die unterste, die breiteste Schicht der Torte, bilden die «Last-Minute-Adligen», die in der wahren Titelverleihungsflut der wilhelminischen Zeit geadelt wurden. Man nennt sie auch «Buchstabieradelige»: Meist kennt man ihre Namen nicht aus den Geschichtsbüchern und muss sie daher im Zweifelsfall buchstabieren. Andererseits sind Familien wie Opel, Krupp, Stumm und Thyssen dabei, die man sehr wohl kennt.

Warum wurden die Adelstitel in Deutschland nie abgeschafft, wie zum Beispiel in Österreich?

In gewisser Weise ist das österreichische Titelverbot eine tiefe Verneigung vor dem Adel. Durch das Verbot wird ja konstatiert, dass Adel ein Faktum ist: Man kann nur verbieten, was es auch wirklich gibt. Der deutsche Weg, Adelstitel zu Namensbestandteilen zu degradieren und wie wertlose Relikte hinter Museumsglas verstauben zu lassen, ist dagegen eine Verharmlosung. Bei etwas Bedeutungslosem lohnt es nicht, Hand anzulegen. Adelstitel sind in Deutschland abgeschafft, dürfen aber als Namensbestandteil geführt werden, damit wurden Titel gleichsam unter Denkmalschutz gestellt.

Sollte ich doch einmal in adlige Kreise geraten – wie verhalte ich mich?

Sie können sich beliebt machen, wenn Sie folgende politische Forderung stellen: Adelige, die noch standesgemäss auf ihren ländlichen Anwesen leben, sollten unter ein Unesco-Schutzprogramm als aussterbende Kulturvölker gestellt und entsprechend finanziell gefördert werden. Das Programm sollte sicherstellen, dass diese Leute sich nicht ins Angestelltendasein flüchten müssen. Allerdings dürften die Schutzsuchenden dafür weiter ausschliesslich untereinander heiraten, um die Vermischung mit artfremdem Genmaterial zu verhindern und so spezifische Spleens und kulturelle Eigenarten zu bewahren. Sie müssten natürlich auch auf ihren Landsitzen wohnen bleiben, egal, ob es durchs Dach regnet oder die Häuser kaum noch zu heizen sind. Wer sein Schloss in ein Hotel oder einen Golfklub umbaut, verwirkt mit sofortiger Wirkung die Privilegien des Artenschutzes.

Alexander von Schönburg ist der Sohn von Joachim Graf und Herr von Schönburg und Beatrix Gräfin Széchenyi. Verheiratet ist er mit Irina Prinzessin von Hessen, einer direkten Nachfahrin von Englands Königin Victoria. Er lebt als Publizist und Autor in Berlin.

ze.tt

So brichst du in deiner Beziehung aus der Streitspirale aus



[Josefine Schummeck](#)

13. Mai 2016



Ist es schlimm, wenn ich im Streit die Fassung verliere? ©

photocase.com/nicolasberlin

Wenn sich Paare zu oft und destruktiv streiten, entsteht eine Dauerschleife aus Missverständnissen und Vorwürfen. Kann man da wieder herauskommen? Ein Paartherapeut gibt Antworten.

Jedes Wochenende derselbe Konflikt, ihr dreht euch im Kreis. Keine Lösung, keine Antworten, nur Frust. Wir haben den Arzt und Paartherapeut David

Wilchfort gefragt, wie man den Streit-Teufelskreis durchbrechen kann. Seit über 40 Jahren coacht er Paare und erklärt, wie die Liebe halten kann.

ze.tt: Herr Wilchfort, wie kommt dieser Streit-Teufelskreis zustande?

Wilchfort: Unser Verhalten hat mehr damit zu tun, was wir vom Partner erwarten und weniger damit, was der Partner tut. Wenn ich davon ausgehe, dass mein Anliegen zu nutzlosem, destruktivem Streit führt, dann habe ich natürlich wenig Lust, das Thema überhaupt anzusprechen. Auf Dauer staut sich Frust auf, den ich irgendwann nicht mehr zurückhalten kann. Er bricht aus mir heraus und der Partner reagiert darauf genau so negativ, wie ich es erwartet habe. Dadurch wird mein negativer Bias bestärkt. Das gleiche geschieht spiegelbildlich beim Partner – und die Beziehung wird immer festgefahrener.

ze.tt: Was meinen Sie mit Bias?

Bias ist das, was ich vom Partner erwarte. Wenn ich zum Beispiel fünf Minuten zu spät komme und ich einen *positiven Bias* habe, dann erwarte ich, dass der Partner mir entgegenkommt und sagt: „Mensch, ich hoffe, das war jetzt nicht schlimm, dass du so einen Stress hattest“. Dann ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass ich ihm auf eine nette Art und Weise mein Zuspätkommen erkläre. Wenn ich einen *negativen Bias* habe, dann erwarte ich, dass der Partner mir eine Standpauke hält und werde mich mit entsprechenden Rechtfertigungen wappnen.

ze.tt: Beeinflusse ich mit meiner negativen Einstellung das Verhalten meines Partners?

Ja, meine negative Einstellung hat zur Folge, dass der Partner – egal wie er drauf war – auch negativ reagieren wird. Am Ende habe ich das Gefühl: „Na, das hab ich mir gedacht. Bloß wegen fünf Minuten macht er so einen Stress“. Dadurch halte ich diese negative Haltung aufrecht und es entsteht ein Teufelskreis.

ze.tt: Kann man mit einem positiven Bias im Vorhinein Streit vermeiden?

Ja. Denn weniger wichtig ist, was man im Streit macht. Viel wichtiger ist, was man davor und dazwischen macht. Je mehr ich Zuwendung ich dem Anderen gebe, desto mehr wird er sich geschätzt fühlen. So wird es leichter, Konflikte zu lösen.

ze.tt: Wenn Paare sich andauernd streiten, heißt es dann, dass sie einfach nicht mehr verliebt sind?

Das Wort „verliebt“ ist mehrdeutig. Ich würde es gerne aufdröseln: Es kann sein, dass Leute zusammen sind und sich grundsätzlich toll finden, aber sich auf eine Weise verhalten, die dieses Gefühl immer wieder beschädigt. Sie verhalten sich also nicht wie Verliebte. Liebe kann man aber wieder aufleben lassen. Der gleiche Effekt, der nach unten zieht, kann Paare auch wieder nach oben treiben.





Wie kommen Paare im Streit wieder zueinander? © photocase.com/cydonna

ze.tt: Wie kann das konkret aussehen?

Ich habe dazu eine Methode entwickelt. Ich nenne sie das „[1×1 der Liebe](#)“: Wenn man bewusst einmal am Tag eine Minute festhält, in der eine gegenseitige Wertschätzung stattgefunden hat, fängt man an, sich wieder auf das Positive zu konzentrieren. Es kann irgendeine Kleinigkeit sein, die schön war. Wenn die Partner sich regelmäßig über diese Momente der Wertschätzung austauschen, dann stärkt das die Basis ihrer Beziehung, auf der sich jegliche Differenz schneller lösen lässt.

ze.tt: Und dadurch kann die Liebe wiederkommen?

Ja, wenn Paare diese positiven Geschichten immer wieder austauschen, dann bekommt man ein neues Bild von einem Partner. Man kann sich so x-Mal in seinen Partner verlieben.

ze.tt: Es geht also um Wertschätzung. Was aber, wenn es doch zu einem destruktiven Streit mit Wutausbrüchen und Beleidigungen kommt. Schadet das der Beziehung?

Wenige Menschen wollen bewusst beleidigen. Wir werden nicht freiwillig laut, sondern weil wir es nicht anders können. Weil angestaute Wut dahinter steht. Auch hier kann man mit Wertschätzung entgegenwirken: Je mehr ich mich vom Partner in den Zeiten zwischen den Streits bestätigt fühle, desto weniger wird es mir in den Sinn kommen, ihn zu beleidigen.

ze.tt: Was kann ich tun, wenn mir doch eine Beleidigung rausgerutscht ist?

Mich nicht mit dem Wort „Entschuldigung“ zu entschuldigen, sondern mit einem Verhalten, das das Gegenteil aussagt, als meine ungewollte Beleidigung. Wenn man sich mit seinen Handlungen entschuldigt, ist es sehr viel effektiver.

ze.tt: Was halten Sie von Versöhnungssex?

Ob Versöhnungssex wirklich die Lösung ist, halte ich für sehr fragwürdig. Wenn es ein Übertünchen ist, dann bringt das gar nichts. Wenn es für beide eine Bestätigung der Beziehung ist, dann kann das schon etwas bringen. Ich habe aber bis jetzt noch nicht erlebt, dass Versöhnungssex allein für eine gute Beziehung sorgt.

Hast du etwas zu diesem Interview hinzuzufügen? Dann schreib uns gern per [Mail](#) oder in den Kommentaren.

Tags: [Beziehung](#), [Kommunikation](#), [Konflikt](#), [Paare](#), [Streit](#)

KOMMENTARE ▼





© 2016 ze.tt GmbH
[Datenschutz](#) | [Netiquette](#) | [Kontakt & Impressum](#)

Mit Wordpress gebaut von [PALASTHOTEL](#)

Gemeinschaft statt Freiheit

Buchautor und Filmemacher Michael Würfel über sein Leben im Ökodorf Sieben Linden, Träume und Berlinale als Urlaub

Herr Würfel, Sie sind vor fünf Jahren ins Ökodorf Sieben Linden gezogen. Sie mussten einiges dafür tun: einen Gemeinschaftskurs absolvieren, eine Abstimmung der Bewohner gewinnen, ein Probejahr vor Ort leben und schließlich 12 000 Euro für Genossenschaftsanteile zahlen. Warum wollten Sie so unbedingt in die ökologisch-soziale Modellsiedlung?

Ich war einfach genervt von der Stadt. In Hannover wohnte ich wegen meiner damaligen Freundin, obwohl ich nie dort leben wollte. Ich fand die ganze Werbung, den dichten Verkehr unerträglich. Ich habe mich permanent genötigt gefühlt, dieses oder jenes cool zu finden und zu kaufen. Der Bewerbungsprozess in Sieben Linden war zwar langwierig, aber ich konnte in Ruhe prüfen, ob ich mit den Menschen dort auch leben will.

Die 140 Bewohner wollen ökologisch, sozial und ökonomisch nachhaltig leben – vom geschlossenen Energiekreislauf bis hin zur achtsamen Kommunikation. Sind Sie dort ein besserer Mensch geworden?

Ich glaube nicht. Entweder habe ich mich nicht verbessert oder ich war vorher schon so gut. In meinem früheren Leben galt ich als Idealist. Ich fand es blöd, wenn andere mit dem Auto und nicht mit dem Fahrrad fuhren. Heute lebe ich unter Menschen, die darüber genauso denken wie ich.

Sie haben ein Buch über Ihre Erfahrungen in Sieben Linden geschrieben. Warum ziehen Sie jetzt Bilanz?

Ich will etwas klarstellen: Wir wohnen in Lehmhütten und benutzen Komposttoiletten, aber wir sind keine Spinner. Es gibt hier sehr unterschiedliche Lebensentwürfe, die nicht nur mit Friede, Freude, Eierkuchen und Tischgebet zu tun haben.

Was gefällt Ihnen in Sieben Linden?

Ich fühle mich integriert. Die Mischung hier ist sehr bunt: von jungen hippen Menschen über Selbstversorger bis zu Eltern, die für ihre Kinder ein anderes Umfeld suchen. Ich zahle monatlich einen Betrag in die Essenskasse und kann mir in der Küche nehmen, was ich möchte. Ich habe aber auch ein Privatleben. Ob ich abends im Haupthaus mit den anderen esse oder mich mit einer Stulle in meinen Bauwagen zurückziehe, ist meine Sache.



MICHAEL WÜRFEL, 40

Der gebürtige Allgäuer zog 2007 in das Dorf Sieben Linden, das 1997 gegründet wurde. Sein Buch „Dorf ohne Kirche“ ist eine Art persönliche Führung über das 83 Hektar große Grundstück in Sachsen-Anhalt

=====

Was haben Sie für Ihr neues Leben aufgegeben?

Eine Wohnung mit eigenem Badezimmer und einer Küche, in der ich mir meine Gesellschaft aussuchen kann. Und auch ein großes Stück Freiheit. In Hannover habe ich viel gearbeitet, aber hatte die Abende frei. Hier gibt es immer was zu tun. Anfangs habe ich mir viele Dinge ganz träumerisch ausgemalt. Ich wollte als Kunstprojekt einen Turm bauen und dachte, hier finde ich die Zeit. Bis heute habe ich es nicht geschafft. Das frustriert mich.

Gab es Momente, in denen Sie wieder wegziehen wollten?

Am Anfang schon. In den ersten zwei Jahren habe ich mich oft einsam gefühlt, obwohl ich hier in einer großen Gemeinschaft lebe. Ich war Single und dachte, daran würde sich in Sieben Linden nichts mehr ändern. Ich bin dann einen Sommer nach Berlin zu Freunden gezogen und habe das sehr genossen. Aber

mittlerweile sind mir die Menschen hier ans Herz gewachsen. Seit drei Jahren lebe ich jetzt mit meiner Freundin im Dorf – die ich übrigens außerhalb von Sieben Linden kennengelernt habe.

Als Filmemacher kommen Sie immer wieder raus aus dem Dorf. Fühlen Sie sich woanders mittlerweile fremd?

Einmal im Jahr arbeite ich auf der Berlinale. Dort bin ich nur von Werbung und Glitzer umgeben. Doch das genieße ich dann sogar. Wie einen Urlaub.

Was könnte sich unsere Gesellschaft von Sieben Linden abgucken?

Gemeinschaftlicher zu leben! In Sieben Linden sitzen längst nicht mehr die Einzigen, die sich für Nachhaltigkeit interessieren. Nur: In der großen Gesellschaft sucht jeder nach individuellen Lösungen. Nachhaltigkeit und Gemeinschaft gehen aber miteinander einher. Hier im Ort teilen wir Autos und Rasenmäher, kümmern uns zusammen um Gemüsebeete oder den Hausbau. Nur weil jede Arbeit allen Bewohnern zugutekommt, haben wir eine gute Öko-Bilanz. Allein ist das kaum zu schaffen. /

Rezzo Schlauch im Interview mit der Zeitenspiegel-Reportageschule (Z)

Rezzo Schlauch (68) gehört zu den Grünen-Mitgliedern der ersten Stunde. Die Geschichte der Partei ist eng mit seiner politischen Karriere verknüpft. Als Fraktionsvorsitzender und parlamentarischer Staatssekretär hat er die ehemalige Protestpartei zu Zeiten der rot-grünen Regierung entschieden geprägt. Davon handelt sein soeben erschienenes Buch "Keine Angst vor der Macht". Im Interview spricht er (RS) mit der Zeitenspiegel-Reportageschule (Z) über Idealismus, seinen Rückzug aus der Politik und seine zweite Karriere als "nicht-klassischer" Lobbyist.

Z: Mitte letzten Jahres haben sie sich einen Monat lang in einem Gedanken-Labor mit dem Regisseur Pedro Martins Beja über "Revolution und Strippenziehen" unterhalten. Welcher ist Ihr Part – die Revolution oder das Strippenziehen?

RS: Die Revolution – wenn sie notwendig ist. Als Strippenzieher würde ich mich nicht bezeichnen. Wenn mich jemand so sieht, kann ich ihm das nicht verwehren.

Z: Wo sind Revolutionen notwendig?

RS: Wo Unterdrückung herrscht, wo Freiheit eingeschränkt wird und wo es nicht hinnehmbare soziale Ungerechtigkeit gibt. In unserer Gesellschaft sind Veränderungen notwendig, aber Revolutionen? Diese Situation habe ich in Deutschland so noch nie gesehen.

Z: Strippen gezogen haben Sie aber auch. Jahrelang standen Sie im Zentrum der Macht – von 1998 bis 2002 als Fraktionsvorsitzender der Grünen und von 2002 bis 2005 als Staatssekretär im Wirtschaftsministerium. Was bedeutet Macht für Sie?

RS: Macht wird in der öffentlichen Diskussion überhöht. Die eine Seite sieht Macht als Teufelswerk an, die andere Seite sagt: "Ohne Macht geht gar nichts." Für mich ist Macht eine ziemlich pragmatische Veranstaltung, die bei uns demokratisch kontrolliert ist – um hier nicht das inhaltslose Wort "Gestalten" zu verwenden. Das finde ich furchtbar.

Z: Aber was genau ist Macht?

RS: Macht ist Verantwortung. Sie ist der Schlüssel zu Veränderung, für manche auch ein Insignium, ein Mittel zur Identität.

Z: Auch Sie identifizieren sich mit Macht, oder?

RS. Das überlasse ich Ihrem Urteil. Ich sehe mich nicht so.

Z: Der Mitte des 18. Jahrhunderts geborene französische Diplomat Maurice de Talleyrand hat gesagt: "Kein Abschied ist so schwer wie der Abschied von der Macht". Ist Ihnen der Ausstieg aus der Politik schwer gefallen?

RS: Nein. Lange bevor Gerhard Schröder 2005 seine vorgezogenen Neuwahlen angekündigt hatte, war für mich schon klar, dass ich nicht mehr kandidiere. Sie werden selten jemanden finden, der sich so *easy* wie ich von der Macht verabschiedet hat.

Z: Naja. Ganz haben sie sich ja nicht davon verabschiedet. Gleich nachdem Sie aus der Politik ausgeschieden waren, haben Sie Posten in der Wirtschaft angenommen. Da spielt Macht doch auch eine Rolle, oder nicht?

RS: Einfluss, mag sein, aber nicht Macht. Ich war seit meinem Abschied aus der Politik kein einziges Mal im Wirtschaftsministerium oder im Bundestag. Als klassischer Lobbyist sehe ich mich nicht.

Z: Trotzdem sind Sie Berater der Concilium AG, einer Lobbyfirma. Die hilft ihren Kunden nach eigenen Angaben, wenn "Bürgerinitiativen die Durchsetzung von Großprojekten erschweren". Das ist doch der Gipfel der Ironie!

RS: Stimmt. Allerdings eher, weil ich für diese Firma noch nie etwas gemacht habe.

Z: Warum sind Sie dort Berater geworden?

RS: Kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin dabei, das zu beenden.

Z: Wegen eines Gewissenskonfliktes?

RS: Nein, weil ich noch nie für sie gearbeitet habe.

Z: Für den türkischen Premierminister Recep Erdogan arbeiten Sie aber sehr wohl. Im Auftrag der türkischen Regierung werben Sie bei deutschen Unternehmen für die Türkei als Wirtschaftsstandort. Auch das kann man kritisch sehen. Man denkt da zum Beispiel an die Gezi-Park-Proteste und an die Situation der Kurden. Auf dem Pressefreiheitsindex nimmt die Türkei Platz 149 von 180 Plätzen ein.

RS: Ich arbeite nicht politisch für Erdogan. Ich überzeuge deutsche Firmen, in der Türkei zu investieren. Die Politik des Landes nimmt einen Kurs, den ich ablehne. Aber wollen Sie sagen, dass wir uns deshalb aus der Türkei zurückziehen sollen?

Z: Was ist denn dann die Lösung?

RS: Wenn es in werdenden Industriegesellschaften eine Öffnung gibt, dann liegt es an der Wirtschaft. Das haben wir in Südafrika gesehen. Wenn sich die Türkei, wie in den letzten zehn Jahren, ökonomisch immer mehr öffnet, dann erreichen wir dadurch über kurz oder lang auch eine nicht mehr umkehrbare Demokratisierung und Modernisierung der Gesellschaft. Und obwohl Erdogan mittlerweile eine autoritäre *Leadership*-Veranstaltung abzieht, bin ich der Meinung, dass eine wirtschaftliche Entwicklung dagegen das beste Mittel ist.

Z: Aber unterstützen Sie mit Ihrer Tätigkeit seinen Kurs nicht indirekt?

Die aktuelle politische Lage in der Türkei hat damit zu tun, dass die Europäer das Land seit 1999 am ausgestreckten Arm verhungern lassen. Die Türkei wollte EU-Mitglied werden. Frau Merkel hat von einer "privilegierten Partnerschaft" geredet, um sie draußen zu halten. Jetzt, wo es nicht anders geht, werden die Arme ausgestreckt. Das ist verlogen, vor allem auf unserer Seite.

Z: Ist es konsequent, dass Sie für die Türkei und für Erdogan arbeiten, auch wenn es sich dabei, wie Sie sagen, um kein rein politisches Engagement handelt?

RS: Das kann ich mit meinem Gewissen sehr wohl vereinbaren. Wenn ich politischer Berater von Erdogan wäre und er nicht auf meinen Rat hören würde, dann wäre das was anderes. Ich arbeite aber für die Wirtschaft.

Z: Ist Ihre Beratertätigkeit für Erdogan mit Ihren Werten im Einklang? Mit grünen Idealen? Mit Menschenrechten?

RS: Wenn ich Ideale so absolut betrachte, wie es Ihre Fragestellung nahelegt, dann darf ich mit der Türkei nicht verhandeln. Dann muss ich die Türkei aus der europäischen Community ausschließen und mit einem Handelsboykott belegen.

Z: Das wäre eine Möglichkeit.

RS: Haben Sie mal was vom Grundsatz „Wandel durch Annäherung“ gehört? Im Kalten Krieg hat der eine Öffnung bewirkt. Hätte es mit Boykott eine Ostpolitik oder einen Willy Brandt gegeben? Was Sie propagieren, wäre die Fortsetzung des Kalten Krieges gewesen. Sorry, das hat mit Politik nichts zu tun. Wer sich politisch oder in der Wirtschaft engagiert und glaubt, er könnte - ob in grüner oder sozialer Variante - Mutter Theresa spielen, der wird scheitern.

Z: Ideale sind für Sie also flexibel.

RS: Nein, aber wenn ich Ideale als absolut ansehe, darf ich mich weder in die Politik noch in die Wirtschaft einmischen. Dann muss ich außen stehen und sagen, dass alles, was da passiert, böse ist. Das war noch nie meine Position.

Z: Wie fände denn der 33-jährige Rezzo Schlauch den 68-jährigen Rezzo Schlauch?

RS: Ich weiß nicht, was mit 33 war.

Z: Da sind Sie Mitglied der Grünen geworden.

RS: Immer diese Fragen, die darauf abzielen, dass man sich selbst oder seinen Idealen untreu geworden ist. Ich habe größere Probleme mit Menschen, die irgendwann ihren Standpunkt definiert haben und diesen, egal, wie sich die Welt verändert, verteidigen. Da sagt man dann, sie blieben sich treu.

Z: Würden Sie sich selbst als Opportunisten bezeichnen?

RS: Das überlasse ich Ihnen.

Interview: Lea Wagner

Handelsblatt-Interview Lewis Hamilton, Mercedes Formel-1 Team, Formel-1-Kick-off

- 1. Mister Hamilton, reden wir über Musik.**
Oh ja, gerne.
- 2. Sie gelten als sehr musikalisch. Was ist Ihr Song des Tages, welches Lied beschreibt Ihre Stimmung gerade am besten?**
LVL vielleicht, von A\$AP Rocky, einem Rapper. Aber ich mag alle Arten von Musik. Großgeworden bin ich mit Motown, Soul. Ich mag aber auch die Oper, das Konzert, Jazz, Pop, R'n'B.
- 3. Sie spielen ja auch selbst. Wann haben Sie zum letzten Mal ein Instrument benutzt?**
Vorgestern, glaube ich. Da war ich in einem Hotel, in der Lobby stand ein Piano. Da habe ich mich drangesetzt und einfach mal ein bisschen gespielt. Ich mache das immer so. Wenn ich von einem Termin wiederkomme, dann setze ich mich fünf Minuten hin und spiele irgendein Instrument.
- 4. Stehen da nicht sofort eine Menge Leute um Sie rum und schauen zu, wie der Formel-1-Champion in der Hotellobby Klavier spielt?**
Mag sein, aber das macht mir nichts aus. Das geht mich nichts an. In dem Moment bin ich nur bei der Musik.
- 5. Spielen Sie dann Ihre selbstgeschriebenen Songs?**
Nein, ich kann eigentlich nur drei Lieder auf dem Klavier spielen. Nichts Selbstgeschriebenes.
- 6. Wann haben Sie das letzte Mal einen Song geschrieben?**
Im Februar, glaube ich. Aber ich weiß nicht mehr, worüber ich geschrieben habe. Ich schreibe so viel.
- 7. Ist das zu privat?**
Nein, ich weiß es wirklich einfach nicht.
- 8. Haben Sie bei Ihrem Terminkalender überhaupt genug Zeit für Musik?**
Ich höre jeden Tag Musik. Jeden Tag. Musik ist für mich der Schlüssel zur Seele, Songs können das Herz berühren. Wenn sie am Morgen ins Auto steigen, wenn sie in einem anderen Land sind, wenn sie mit einem Mädchen sprechen – es ist immer Musik dabei.
- 9. Brauchen Sie das? Zum Runterkommen oder zum Aufputschen?**
Ich brauche Musik, ja. Aber ich brauche sie immer, nicht in bestimmten Situationen. Musik macht mich fröhlich.
- 10. Hören Sie Musik auch im Rennwagen?**
Nein, aber da sind andere Sachen: der Sound der Motoren, die Luftgeräusche. Das ist auch Musik.
- 11. Und im eigenen Auto hören Sie immer Musik?**
Nicht immer. Ich habe ein paar Autos, bei denen ist der Klang wirklich grandios. Da lege ich keine Musik auf. Ich habe wirklich eine Menge Autos mit gutem Sound.

12. Fahren Sie privat eher schnell oder langsam?

Ehrlich? Ich fahre eigentlich ziemlich gechillt. Wenn ich fahre, dann smooth, nicht schnell. Ich kann schnell fahren, wenn ich es will. Aber ich brauche es nicht. Ich bin schon schnell in meinem täglichen Job. Vielleicht auf meinem Motorrad, da fahre ich auch mal schneller. Aber zu Hause fahre ich die meiste Zeit meinen elektrischen Smart. Damit kann man gar nicht soo schnell sein.

13. Wann wurden Sie das letzte Mal geblitzt?

Vor zwei Wochen glaube ich, in Los Angeles. Dort darf man auch bei roter Ampel rechts abbiegen. Ich hab das getan – und es blitzte.

14. Haben Sie Ihr eigenes Auto in LA?

Ja. Ich habe eigene Autos in LA, Monaco und London. Das sind die Orte in denen ich mich oft aufhalte, da habe ich auch Immobilien.

15. Ich stelle mir vor, dort treffen Sie dann Ihre Freunde und zocken Autorennen auf der X-Box?

Ich fahre niemals Autorennspiele. Ich mag lieber die Ego-Shooter, Call of Duty ist mein Lieblingsspiel.

16. Der dreifache Formel-1-Weltmeister hat kein Rennspiel in seiner Sammlung?

Vielleicht habe ich eines. Forza, heißt es glaube ich. Aber ich spiele es nie.

17. Wollen Ihre Freunde Sie denn niemals im Rennfahren besiegen?

Ich bin sicher, dass die das wollen. Aber ich mag eben lieber kämpfen, schießen, solche Sachen.

18. Als Sie zehn Jahre alt waren, haben Sie McLaren-Chef Ron Dennis getroffen und

gesagt: eines Tages werde ich ein Champion. Hatten Sie jemals einen Plan B?

Nein, niemals. Ich wäre wohl einfach weiter in die Schule gegangen. Aber Musiker oder sowas? Nein. Als Kind wollte ich zwar Musik machen, aber Rennen fahren wollte ich noch lieber.

19. Alles oder Nichts. Ist das Ihr Motto?

Vielleicht ist das Leben so, ja. Ich glaube: man muss bei allem was man tut ans Maximum gehen. Man darf nie etwas mit halber Geschwindigkeit tun, mit halber Energie. Immer volle Power. Man muss etwas wirklich tun, nicht halbherzig.

20. Wo kommt diese Haltung her?

Ich weiß es nicht. Wie machen Sie es? Ich gebe einfach immer Vollgas, wenn ich etwas will. So ist es beim Rennfahren auch. Ich kann meinen Job nur ganz machen – oder gar nicht.

21. Rennfahren ist für Sie ein Job?

Es ist mein Job, ja. Ich tue es, weil ich es liebe. Aber es wird einen Tag geben, an dem ich damit aufhören muss. So ist es bei jedem Rennfahrer bisher gewesen, so wird es auch bei mir sein. Das kann in zehn Jahren sein. Aber es wird passieren.

- 22. Sie sagten neulich, dass im Moment zum ersten Mal in Ihrem Leben die Freizeit genauso aufregend ist, wie das Rennfahren. Wäre das ein Punkt, an dem Sie aufhören würden: wenn der Job weniger spannend ist, als die Freizeit?**
Ich weiß nicht. Es gibt ja schon heute Zeiten, in denen mein Leben außerhalb der Formel-1 aufregender ist, als die Rennfahrerei. Aber es gibt genauso auch Zeiten, da ist es umgekehrt. Ich glaube es muss immer so sein, dass man sich auf etwas freut. Ich freue mich zum Beispiel jetzt auf das erste Rennen nächste Woche. Und dann werde ich mich wieder auf meine Freizeit freuen. Diese Balance muss stimmen, dann hat man immer Spaß.
- 23. Sind Sie also jetzt aufgeregt, ein paar Tage vor dem ersten Rennen?**
Nicht zu sehr. Ich bin aufgeregt, wenn ich ins Konzert gehe, wenn ich meine Freunde treffe oder in eines meiner Autos steige. Aber bis zum Tag vor dem Rennen werde ich nicht aufgeregt sein.
- 24. Routine?**
Nein, das ist einfach die Art und Weise, wie ich bin.
- 25. Was bedeutet Gewinnen für Sie?**
Gewinnen ist das Ergebnis harter Arbeit. Gewinnen ist eine große Sache. Es ist nicht alles, aber es ist schön, wenn man gewinnt.
- 26. Was ist Ihnen wichtiger: Gewinnen oder Verlieren?**
Es ist beides gleich wichtig, glaube ich. Wenn man niemals etwas gewonnen oder verloren hat, dann weiß man es nicht zu schätzen. Beides ist charakterbildend. So ist es auch mit einer Beziehung: Es ist besser schon mal eine Liebe verloren zu haben, als immer nur einen Menschen geliebt zu haben. Sonst weiß man das nicht zu schätzen. Es geht immer um Wertschätzung.
- 27. Was können Sie aus Niederlagen lernen?**
Viele Dinge. Wie man seinen Kopf hochhält, wie man wieder aufsteht, wie man zurückkommt aus der Tiefe, wie man seine Gefühle kontrolliert, wie man positiv denkt, wie man seine Gedanken fokussiert, wie man Dinge das nächste Mal angeht.
- 28. Klingt nach viel Disziplin.**
Alles im Leben hat mit Disziplin zu tun. Alles.
- 29. Wer hat Ihnen Disziplin beigebracht?**
Mein Vater.
- 30. Wie?**
Auf vielen, vielen Wegen. Aber darüber möchte ich lieber nicht sprechen.
- 31. Ist Disziplin das Wichtigste in Ihrem Leben?**
Es gibt so viele wichtige Dinge im Leben. Ich weiß nicht, ob Disziplin das Wichtigste ist. Fest steht: sehr wichtig ist die Familie. Und: Man sollte immer Spaß haben, fröhlich sein, genießen. Das Leben ist hart, es kann sehr kurz sein. Wir haben alle ein Zeit-Limit. Man sollte es immer genießen.

32. Sind Sie jetzt fröhlich, genießen Sie jetzt?

Na ja, im Moment gebe ich ein Interview. Aber ich darf nächste Woche ein Formel-1-Auto fahren. Ja, ich denke ich bin happy.

33. Niki Lauda hat vor ein paar Wochen gesagt, dass heute die Ingenieure zu einem Drittel über Sieg und Niederlage entscheiden. Stimmen Sie ihm zu?

Ich glaube, es ist unmöglich die Leistung der einzelnen Teammitglieder in Zahlen zu packen. Ingenieure sind bestimmt ein großer Teil des Erfolges, ich bin auch einer, meine Mechaniker sind einer. Keiner steht über dem anderen. Jeder arbeitet für den Erfolg. Wir sind alle gleich wichtig. Aber es muss perfekt passen.

34. Passen Sie und Mercedes perfekt zusammen?

(Schmunzelt) Bisher geht es ziemlich gut. Und ich hoffe, dass es noch eine lange Zeit so weitergeht. Ich mag den Gedanken, dass ich gut in ihre Familie passe. Und ich hoffe, die sehen das genauso.

35. Klingt alles nach großem Sport. Aber ist das die Formel-1 überhaupt noch – großer Sport? Oder ist sie nicht vielmehr eine große Show, mit all den Millionen, den Boxenludern, den Ecclestone-Skandalen?

Ich glaube es ist beides: Sport und Show. Es ist Entertainment, die Leute schauen uns zu, weil wir unterhalten.

36. Mehr Sport oder mehr Show?

Keine Ahnung. Für mich ist es ein Sport, das ist es, was ich tue. Aber für die Millionen Zuschauer da draußen ist es Wochenend-Entertainment.

37. Sie werden der „erste Popstar der Formel-1“ genannt: wegen Ihres Auftretens, Ihres Kleidungsstils, Ihrer öffentlichen Liebeleien, Skandale, dem Kleinkrieg mit Teamkollege Nico Rosberg. Ist das nicht mehr Show als Sport?

Das ist ignorant. Wenn Sie das sagen, dann haben Sie nicht verstanden, worum es in unserem Sport geht: Ich trainiere meinen Körper wie ein Athlet. Ich studiere die Daten wie ein Ingenieur. Und ich fahre Rennen wie ein Rennfahrer. Es laugt den Körper aus, es macht einen fertig. Wenn Sie jetzt in einen Rennwagen steigen würden – Sie wären nach der ersten Runde kaputt, verloren. Es ist ein Sport.

38. Warum dann das Popstar-Leben?

Für die Menschen da draußen ist es Entertainment. Für uns Athleten ist es Sport. Wir gehen nicht da raus, trinken eine Tasse Tee und steigen dann ins Auto und fahren ein paar Runden. Die Arbeit die wir da leisten müssen, ist unglaublich.

39. Was können also Sie als Sportler tun, damit die Formel-1 wieder attraktiver wird?

Das ist nicht meine Verantwortung. Ich habe also weder eine Ahnung, noch habe ich irgendwelche Pläne. Ich tue einfach, was ich tue. Und wer es mag, der mag es – und wer nicht, der nicht.

40. Hat der Bedeutungsverlust der Formel-1 vielleicht auch damit zu tun, dass sie ein bisschen gestrig ist: hart-trainierte Jungs in überzüchteten Wagen, die unglaublich viel Sprit fressen, laut sind und schnell fahren. Heute kaufen junge Menschen kaum noch Autos, wenn dann Elektrowagen. Google und Apple wollen uns das Selbstfahren gleich ganz abgewöhnen. Kann die Formel-1 noch ein Jungentraum sein?

Natürlich. Ich sehe nicht, warum die F-1 gestrig sein sollte. Wir sind ja immer auf der Höhe der Zeit, haben Hybridmotoren und auch die Formel-E, die komplett mit Elektroautos gefahren wird. Wir bereiten den Weg für Technologie, die später in Straßenautos eingesetzt wird, auch in elektrischen.

41. Die Formel-1 ist also nicht oldschool?

Ich wünschte sie wäre mehr oldschool. Ich wünschte mir weniger Technologie und mehr Stahl und Metall. Ich mag ich die alten Autos auch lieber als die Neuen. Aber das ist nicht der Lauf der Welt.

42. Würden Sie gerne in diesen alten Autos Rennen fahren?

Ja. Schauen Sie auf diesen alten Mercedes (zeigt auf einen silbernen 280 SL). Ich glaube, das sieht einfach cooler aus als die Neuen. Ich mag diese Vintage-Dinge, einfach, weil sie Stil haben, alt sind, weniger Technik an Bord haben. Dieser Mercedes etwa hat gar kein High-Tech – das ist vor allem ein Haufen Metall.

43. Bei einem Rennen in solchen Autos würde es also vielmehr um fahrerisches Können gehen, als um die ausgereifteste Technik.

Ich glaube nicht. Damals waren die Ingenieure ja schlau genug, solche Autos zu bauen. Wenn sie das nicht getan hätten, dann hätten wir heute kein Auto. Sie waren smart. Der Fahrer damals aber musste sich nur aufs Fahren konzentrieren. Das war pures Rennen. Heute ist das ganz anders. Rennfahren heute ist wie ein Schachspiel, das ist Strategie, Technologie, das ist viel mehr. Das ist wie mit den Kampfpiloten damals und heute. Früher hatten sie nur einen Steuerknüppel und feuerten nach ihrem Instinkt. Heute müssen diese Jungs tausend Instrumente und Anzeigen im Griff haben, gleichzeitig fliegen und ihr Ziel treffen. Das ist eine riesige Herausforderung – und so ist es auch in einem Formel-1-Cockpit.

44. Was ist also der Unterschied zwischen Niki Lauda und Ihnen?

Als Niki fuhr war alles viel gefährlicher, es gab viel mehr Angst. Heute gibt es keine Angst mehr. Niki hatte eine Gangschaltung, wir haben semi-automatik und Head-Up-Displays. Wir müssen die Augen dauernd von der Straße nehmen, diese Instrumente

anschauen und verstehen. Es ist eine andere Zeit, eine andere Beanspruchung des Kopfes. Heute ist unser Gehirn überlastet von all den Apps und Informationen.

45. Haben Sie niemals Angst?

Niemals. Warum soll ich das Unbekannte fürchten?

46. Vielleicht weil Sie das schnellste Auto der Welt fahren.

Ja, aber ich bin eben so.

47. Haben Sie Ihr Auto immer im Griff?

Nein. Meistens habe ich es im Griff. Aber manchmal eben nicht. Und das ist das Aufregende. Am Limit zu sein und darüber, das ist der beste Moment beim Fahren.

Dann ist es mein Job, das in Balance zu halten. Drunter, drüber – das ist wie

Balancieren auf Messers Schneide.

48. Ist Rennfahren in solchen Momenten wie Sex?

Rennfahren ist nicht wie Sex. Das ist überhaupt nicht vergleichbar.

49. Aber am Limit zu sein ist doch ein körperliches Gefühl – oder spüren sie das nur im Kopf?

Nein, das ist körperlich. Man ist an der Grenze, als Mensch. Physisch, psychisch. Wenn du einen Fehler machst, kannst du dich schwer verletzen. Am Limit zu sein und darüber, die Kontrolle zu haben und zu verlieren – das ist der Moment im Rennen, der mir am meisten Spaß macht.

50. Kennt Ihr Leben Grenzen?

Nein. Wenn ich etwas tun will, dann tue ich's. Ich maximiere alles: Spaß, Abenteuer, Freizeit. Wenn mich etwas herausfordert, dann gehe ich es mit dem Maximum an.

Immer. Das Maximieren meiner Fähigkeiten ist auch, ans Limit zu gehen.

51. Sie können das kontrollieren?

Das ist wie bei einem Cowboy, der einen Bullen reitet. Kann er das kontrollieren? Nein. Aber er weiß, wann er am Limit ist und wann drüber, das spürt er. Deshalb kann er den Bullen länger reiten als jeder andere. Und das ist irgendwie auch Kontrolle. Also ja: ich hab's im Griff.

52. Sind Sie eigentlich ein guter Beifahrer?

Ja. Ich schlafe einfach, egal wer fährt.

53. Egal wer fährt? Auch wenn ich fahren würde?

Auch wenn Sie fahren würden. Egal. I don't care man. (Lacht) Ich weiß auch nicht warum.

54. Vielleicht vertrauen Sie den Menschen einfach.

Das hat nichts mit Vertrauen zu tun. Ich vertraue nur Gott. Was passiert, passiert.

55. An diesem Wochenende beginnt die Formel-1-Saison. Was ist der stressigste, der schönste und langweiligste Court im Rennkalender?

Der schönste ist wohl Spa in Belgien oder Suzuka in Japan. Der langweiligste wohl einer der neuen: Mexiko vielleicht. Obwohl: wirklich langweilig ist keiner, eher weniger spannend. Aber der stressigste ist definitiv Monaco.

Mister Hamilton, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

„Ich habe die Arschlöcher aus dem Internet unterschätzt?“

Der ehemalige »Twilight«-Star Robert Pattinson erklärt, warum man in Hollywood nur als Streber Erfolg haben kann.

?: Robert, wann hast du das letzte Mal auf einer Party bis morgens durchgefeiert?

!: Das ist lange her, Silvester, glaube ich. Das ist jetzt wahrscheinlich die lahmste Antwort des Jahrhunderts. Ich habe mit meiner Freundin und noch fünfzig anderen bei ihr zu Hause gefeiert, ein kleiner Raum, eine kaputte Beatbox, das war schon ganz lustig.

?: Klingt ein wenig langweilig.

!: Auf jeden Fall! Ich trinke Green Smoothie Shakes statt Alkohol und gehe tatsächlich täglich eine Stunde ins Fitnessstudio. Das ist zwar peinlich, aber unbedingt notwendig. Ich bin genetisch nämlich eher ein Fettwanst.

?: Du hast E-Zigaretten geraucht – das ultimative Symbol des gesundheitsoptimierten Lasters.

!: Klar, man raucht, aber eigentlich auch nicht. Für mich stellt diese Gewohnheit aber eher den Übergang zum Nichtrauchen dar. Ich habe zweimal versucht, mit dem Rauchen aufzuhören, indem ich Teebaumöl-Zahnstocher gekaut habe. Aber die sind schlimmer als E-Zigaretten, damit mahlst du dir deine Zähne weg. Das Wichtige ist: Vor sechs Monaten sah ich noch aus wie 40, jetzt wie 32, vielleicht sehe ich nach einem Jahr ohne Zigaretten wieder aus wie 29.

?: Wie hast du dein Leben sonst noch verändert?

!: Wenn wir uns vor drei Jahren zum Interview getroffen hätten, wäre ich wahrscheinlich gerade betrunken aus dem Bett gefallen und zu spät zum Interview gekommen eigentlich war ich an jedem einzelnen Interviewtag noch betrunken. Jetzt gehe ich morgens ins Fitnessstudio und denke: Wow, du hast dich verändert. Ich kann einfach nicht mehr so crazy wie früher sein. Ich bin wohl in den letzten anderthalb Jahren erwachsen geworden.

?: Dein aktueller Film »Life« gibt einen Einblick in das alte, wilde Hollywood. In einer Szene stürzen der Fotograf Dennis Stock und James Dean in einer Bar ab. Ist es heute überhaupt noch möglich, dass du spontan zu mir sagen könntest: Komm, lass uns heute mal einen draufmachen?

!: Das kann ich letztendlich schon selbst entscheiden, warum nicht? Als ich 2014 bei der Berlinale war, habe ich mich zum Beispiel spontan mit meinen Eltern in einer Bar betrunken, was wir eigentlich nie machen. Später habe ich sie überredet, mit mir in den Kit-Kat-Club zu gehen ohne zu wissen, dass dort viele nackte Menschen sind.

?: Und?

!: Wir standen in der Schlange, aber sind dann doch nicht reingegangen.

?: Hollywoodschauspieler galten früher aber als ultimatives Vorbild für ein extravagantes Leben, für glamouröse Garderobe, wilde Poolpartys und Affären.

!: Die Zeiten sind vorbei. Der Schauspieler Colin Farrell wurde als Letzter überhaupt dafür gefeiert, dass er wild war. Das ist nur sieben Jahre her und doch heute unvorstellbar. Schauspieler sind mit ihren Instagram-Wohlfühl-Accounts eher ein Beispiel dafür, wie man ein gesundes Leben zu führen hat. Die Geldgeber haben Hollywood das Rebellische ausgetrieben. Das wilde Leben hier ist tot.

?: Warum, meinst du, wollen die Menschen an das exzessive Leben in Hollywood glauben?

!: Wollen sie das denn?

?: Ich glaube schon.

!: Ich habe dieses ach so wunderbare Partyleben in Hollywood nie selbst erlebt. Klar, es gibt diese Szene-Events, auf denen immer eine Horde aufgetakelter Tussen rumhängt. Man müsste allerdings ein absoluter Idiot sein, mit denen etwas anzufangen. Überleg dir mal, jemand schläft nur mit dir, weil du berühmt bist.

?: Ist doch praktisch.

!: Nein, das ist widerlich. Die Frauen wollen den Kontakt mit einem Star zu Geld machen und würden die Story über eine gemeinsame Nacht sofort an Boulevardmedien verkaufen.

?: »Life« spielt in den 1950er Jahren, es wird ständig geraucht und getrunken. Wünschst du dich manchmal in diese Zeit zurück?

!: Nein, damals mussten sich viele junge Leute noch selbst verleugnen. Die moderne Sensibilität und die großen Jugendbewegungen bildeten sich erst später heraus.

?: Seit einiger Zeit ist die Popkultur sehr fasziniert von der Ära. Das sieht man an den Filmen über James Dean oder Marilyn Monroe, dem Erfolg von »Mad Men« oder der Musik von Kitty, Daisy & Lewis. Was ist so reizvoll an der Zeit?

!: Ich weiß es nicht. Ich glaube allerdings, dass viele Leute nicht verstehen, dass die Beat Generation wirklich noch Bücher gelesen hat. Coolness bedeutete damals, gebildet zu sein und über Existenzialismus zu debattieren heute fotografieren sich die Leute auf Instagram mit Sonnenbrille und einer Zigarette im Mund und legen dann ein Buch neben sich. Die verstehen nicht: Nicht das Rauchen ist der coole Part, sondern die Bildung.

?: Hast du deswegen auch keine Facebook- Seite und keinen Twitter- oder Instagram-Account?

!: Ich finde diesen Zwang zur Selbstinszenierung ziemlich schrecklich.

?: Muss man, um als Schauspieler heute erfolgreich zu sein, sein Privatleben nicht über soziale Medien inszenieren?

!: Ich zumindest habe mich versteckt. Jeder will etwas von dir, es gibt so viele Quellen, Magazine, Onlineforen. Man verliert schnell die Kontrolle über sein Image. Außerdem was heißt schon Erfolg? Wenn du wirklich zu den Top Five der männlichen Schauspieler gehören willst, stehst du wiederum vor dem Problem, dass der Markt schnell von deinem Gesicht übersättigt ist. Sieht man dich überall, wirst du schnell von allen gehasst.

?: Dann müssten dich ja viele hassen. Du hast von 2008 bis 2012 den Vampir Edward Cullen in der »Twilight«-Saga gespielt.

!: Ich muss mich tatsächlich immer noch mit der »Twilight«-Übersättigung beschäftigen, obwohl ich dachte, dass nach dem letzten Film die Hysterie abgeebbt wäre. Man beginnt, sein Leben damit zu verbringen, unsichtbar zu werden. Aber ich habe diese verdammten Arschlöcher aus dem Internet unterschätzt. Sobald jemand mit dir auf einem Foto zu sehen ist, greifen sie an und machen alle fertig.

?: Warum liest du das überhaupt?

!: Das ist wie Popel essen. Ekelig, aber man macht es trotzdem vor allem, wenn es einem nicht so gut geht.

?: Welche Folgen hat diese Hysterie für dich?

!: Ich hatte kurz das Gefühl, die Kontrolle zu verlieren: Ich hatte unglaublich Angst davor, alleine die Straße entlangzulaufen. Gestern war ich zum Beispiel erstmals seit sechs Jahren ohne Sonnenbrille und Mütze am Flughafen. Seit verdammten sechs Jahren! Das war eine Riesenentscheidung für mich. Ich habe im Hotel zu mir selbst gesagt: Du versteckst dich heute nicht. Total verrückt! Und dann saß ich im Flugzeug neben der U-18-Mannschaft des dänischen Hockeyteams. Aber hey, der Druck hat abgenommen, ich fange jetzt langsam an, wieder Teil der normalen Welt zu sein.

?: Einige deiner hartnäckigen »Fans« hatten es ja nicht nur auf dich abgesehen. Deine Exfreundin Kristen Stewart wurde beschimpft und auch deine Verlobte FKA twigs wird immer wieder rassistisch beleidigt.

!: Die Trolle und Netzkomentatoren spielen sich als Hüter der Moral auf. Das Abstruse ist, dass diese Leute scheinbar kein anderes Leben haben, als vor dem Computer zu sitzen und ihren Hass ins Netz zu spülen. Ich habe noch nie jemanden getroffen, der im Netz kommentiert. Noch nie! Aber diese Arschlöcher bewerten dein Leben. Ich sage mir jetzt selbst immer: Das ist einfach eine unzufriedene Person, die immer dieselbe Scheiße erzählt.

?: Du hast in einem Interview mal gesagt, dass du vor dem »Twilight«-Casting eine Valium zur Beruhigung genommen hättest. Später bist du dann aber zurückgerudert und meintest, es sei nur ein Bruchstück einer Tablette gewesen. Wovor hattest du Angst?

!: Die Sache ist, dass fast alle meine Aussagen verdreht werden. Irgendwann wurde mal gesagt, dass ich meine Haare nicht wasche. Manche Leute fragen mich ernsthaft: Wäschst du deine Haare? Wie grenzdebil muss jemand sein? Andere Informationen verbreiten sich gar nicht. Ich habe zum Beispiel mehrmals erzählt, dass es in »Twilight« eine Scat-Szene gab. Seltsamerweise werde ich nie danach gefragt.

?: Was ist denn eine Scat-Szene?

!: Pornos, in denen man Scheiße isst, solche Sachen.

?: Seltsam, dass sich niemand dafür interessiert. Die Leute stehen doch auf Sex und Perversion und Skandale.

!: Das Publikum ist parteiisch. Schau dir mal den Niedergang von Amy Winehouse an. Jeder, der sich diese Scheißklatzzeitschriften gekauft hat, trägt eine Mitschuld an ihrem Tod. Eine fantastische junge Künstlerin wurde von der Öffentlichkeit zu Tode gelacht. Heute werden Künstler nicht mehr für ihre Leistung gefeiert. Es ist verrückt, wie wir uns gegenseitig alle niedermachen.

?: Das stimmt doch nicht. Gerade Musiker werden doch für ihre Radikalität, für diesen Sex-&-Drugs-&-Rock-'n'-Roll-Lifestyle bewundert.

!: Du musst Geld einspielen. Das ist das Einzige, was zählt. Es gibt so viele Schauspieler, die schlimme Alkoholiker sind, aber weil sie an der Kinokasse Geld machen, ist es den Studios egal. Sobald du aber den Anschein erweckst, dein kommerzielles Potenzial einzubüßen, bekommst du Probleme. Mein Tipp an alle jungen Schauspieler: Verdient erst einmal so schnell wie möglich so viel Geld wie möglich. Dann könnt ihr machen, was ihr wollt. Indie-Filme sollte man meiden.

?: Der österreichische Philosoph Robert Pfaller meint, Exzess und Laster gehören zum Leben dazu. Wer immer nur rational handelt, sei eine Maschine, sagt er. Hast du Angst, dich selbst zu verleugnen?

!: Ich dachte früher immer: Ich mache einfach, was ich will, und dann wird alles gut. Bislang hatte ich eine seltsame, irgendwie coole Karriere. Aber vielleicht braucht man Erfahrung, um zu wissen, was man will.

?: Und, was willst du?

!: Eigentlich weiß ich es immer noch nicht. Was ich aber weiß: Ich möchte etwas abseits der Schauspielerei machen, in einem Bereich, den ich selbst besser kontrollieren kann. Letztes Jahr habe ich heimlich verschiedene Dinge ausprobiert. Was genau, kann ich leider nicht verraten. Sonst klappt es nicht.

?: Wirst du Bankberater?

!: Haha. Das wäre eine schöne Schlagzeile: »Enthüllt Robert [Pattinson](#) wird Banker im Londoner Finanzviertel!«

»Life«, Start: 24. September Mit: Robert [Pattinson](#), Kristen Hager, Ben Kingsley. Regie: Anton Corbijn

Bildunterschrift:

Robert [Pattinson](#) erzählt, er sei bei fast jedem »Twilight«-Pressetermin betrunken gewesen. Heute geht es ihm besser.

Durch den Hype um die »Twilight«-Filme hatte [Pattinson](#) das Gefühl, »die Kontrolle zu verlieren«. Erst seit Kurzem traut er sich wieder alleine auf die Straße.

Kasten:

Robert [Pattinson](#), 29, wuchs in

London auf. Als Jugendlicher arbeitete er als Model, spielte in Bands und im Jugendtheater. Er war einer von vielen unbekanntem Schauspielern, bevor er durch die Rolle des Edward Cullen in der Vampirreihe »twilight« plötzlich weltberühmt wurde. Seitdem spielte er in Filmen wie »Wasser für die Elefanten«, »Cosmopolis« und »Bel Ami« mit. Er wohnt mit seiner Verlobten, der Sängerin FKA twigs, in London.

Zum 70. Todestag von Jenő Janovics

„Der Vater des ungarischen Films“

Noch bevor Hollywood zum Nabel der internationalen Filmwelt wurde, war es Europa, dem wir die Geburt sowie die erste Blütezeit des Films zu verdanken haben. Neben Frankreich und Skandinavien gehörte vor allem Ungarn zu den Vorreitern des neuen Genres. Namen, wie die von Filmemacher Michael Curtiz oder Sir Alexander Korda gingen in die Geschichte ein. Beinahe in Vergessenheit geraten, ist hingegen der ungarische Filmpionier Jenő Janovics. Im Gedenken seines 70. Todestages sprachen wir mit Filmhistoriker Péter Muszatics.

Als die Geburtsstunde des Films gilt die Vorführung des heute ikonischen Kurzfilmes „Die Ankunft eines Zuges auf dem Bahnhof in La Ciotat“ der Brüder Lumière vor beinahe genau 120 Jahren in Paris. Schon bald darauf begann sich in ganz Europa eine blühende neue Filmindustrie den Weg zu bahnen. Für einige Jahre gehörte ausgerechnet das verschlafene Siebenbürgen zu einen der Zentren des europäischen Filmes. Eine Schlüsselrolle spielte dabei Jenő Janovics.

Budapester Zeitung: Herr Muszatics, als Filmhistoriker haben Sie sich intensiv mit Janovics auseinandergesetzt. Was machte gerade ihn zu einer zentralen Figur der ungarischen Filmgeschichte?

Péter Muszatics: Was man über Janovics wissen muss, ist, dass er eigentlich ein Mann des Theaters war. Um die Jahrhundertwende kam der im Nordosten Ungarns geborene Janovics nach Kolozsvár (deutsch: Klausenburg) in Siebenbürgen, wo er vom Schauspieler über den Regisseur zum Intendanten des Nationaltheaters aufstieg. Das war insofern etwas Besonderes, dass Kolozsvár zur damaligen Zeit eine hervorgehobene Rolle in der ungarischen Kulturlandschaft spielte. Während die meisten Theater dieser Zeit sich in Privathand befanden, gehörte das Nationaltheater in Kolozsvár zu einem von nur drei königlich-staatlichen Theatern in Ungarn. Im Gegensatz zur hauptsächlich deutschsprachig geprägten Kulturlandschaft, war es ein kreatives Zentrum für das ungarische Theater. Das aristokratisch geprägte Milleu der Stadt war der kreative Nährboden für viel Literaten, Künstler und Intellektuelle.

In diesem Umfeld beginnt Janovics, der seit 1905 das Nationaltheater leitete, mit Film zu experimentieren. Er erkannte sofort, welche vielfältigen Möglichkeiten das neue Medium bietet. In einem Theaterstück, das 1907 zur Aufführung kam, setzte er erstmals bewegte Bilder als Stilelement ein. Man darf nicht vergessen, auch wenn diese neue Technik bereits seit mehr als 10 Jahren bekannt war – Siebenbürgern war damals Provinz. Für die Leute dort war es eine Revolution!

Wie wurde aus dem Theatermann schließlich ein Filmemacher?

Auf seinen vielen Reisen durch Europa machte Janovics mitunter Halt in Paris. Damals das Zentrum des neuen Genres. Von hier lud er einen französischen Kameramann ein, ihm nach Kolozsvár zu folgen. Gemeinsam mit der französischen Distributionsfirma Pathé, produzierte Janovics 1913 seinen ersten Spielfilm „Sárga csikó“ (deutsch: Das gelbe Fohlen). Der Film wurde nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern weltweit zu einem Erfolg. 1914 gründet Janovics Corvin Film – Ungarns erste Produktionsfirma. Im Verlauf von knapp zehn Jahren produzierte Janovics insgesamt 70 Filme. Der wirtschaftliche Erfolg dieser Produktionen machte ihn damals zu einem der reichsten Bürger Kolozsvárs. Das können wir uns heute noch aus alten Steuerunterlagen der Stadt erschließen. Obwohl Janovics immer in erster Linie Theatermacher blieb, hatte er sehr ehrgeizige Pläne für den ungarischen Film: So träumte er beispielsweise davon ein Filmstudio in Kolozsvár bauen zu lassen. Für eine kurze Zeit wurde die Stadt im verschlafenen Siebenbürgen dank Janovics zum Zentrum des ungarischen Films. Durchkreuzt wurden seine weiteren Pläne allerdings durch den Ersten Weltkrieg und die Anschließung Kolozsvárs an Rumänien. Hiernach brach für Janovics eine sehr schwere Zeit an:

Sein filmisches Schaffen kam zu einem abrupten Ende. Eine in dieser Zeit entstandene ungarisch-rumänische Koproduktion war nur von mäßigem Erfolg gekrönt.

Was wurde aus Janovics?

Er blieb in Kolozsvár, um das ungarische Theater zu erhalten. Obwohl dem nun als Gebäude das viel kleinere Sommertheater zugewiesen wurde, konnte sich Janovics relativ schnell an die neue Situation anpassen. Als Folge des Zweiten Wiener Schiedspruches wurde Siebenbürgern – und damit Kolozsvár – jedoch wieder an Ungarn angeschlossen. Bereits 1941 konnte daher das ungarische Theater in seiner alten Spielstätte feierlich wiedereröffnet werden. Aber hier beginnt eine tragische Geschichte – Janovics war nicht mehr dabei. Er war Jude und als solcher durch die Judengesetze mit einem Berufsverbot belegt. Es war absurd: 20 Jahre hat er das Nationaltheater geleitet, jeder musste seine Leistungen anerkennen und trotzdem konnte man ihn nicht als Intendanten präsentieren. Man hat dann noch versucht einige Ausnahmen für ihn zu schaffen. So gab es eine Regelung, dass er zwar in einer Loge den Proben beiwohnen, aber nicht hinter der Bühne sein durfte. Auch versuchte man ihm ein Charakterzeugnis auszustellen, dass obwohl er Jude, er trotzdem ein aufrechter Ungar mit nationaler Gesinnung sei – Es war ein unmoralisches Spiel. Als schließlich deutsche Truppen nach Kolozsvár einmarschierten und begannen die Jüdische Bevölkerung der Stadt in die Konzentrationslager zu deportieren, musste Janovics nach Budapest fliehen.

Janovics konnte den Holocaust überleben und sogar für kurze Zeit nach Kolozsvár zurückkehren. Sein Ableben im Jahr 1945 bietet jedoch noch heute Stoff für Legenden. Warum ist das so?

Das ist richtig. Janovics starb am 17. November vor genau 70 Jahren während der Proben zu seiner letzten Inszenierung Bánk Bán. Man erzählt sich, dass er – und das ist symbolisch für einen richtigen Theatermenschen wie Janovics - seinen letzten Atem auf der Bühne ausgehaucht hat. Er war eine richtige Persönlichkeit. Es ist bedauerlich, dass trotz all seiner Hinterlassenschaften und dem Einfluss, den er auf andere ausgeübt hat, Janovics' Name heute nicht so bekannt wie der einiger seiner Zeitgenossen und Schüler.

Was wissen wir heute noch über die Persönlichkeit und den filmischen Stil Janovics'?

Über die Persönlichkeit wissen wir nicht zu viel. Er war ein sehr intelligenter Kosmopolit: Er sprach neben Ungarisch auch fließend Deutsch und Französisch. Auch Rumänisch lernte er sehr schnell. Er war fähig sich gut an neue Umstände anzupassen. Für viele war er ein Mentor: Beispielsweise hat er den jungen Mihály Kertész als seinen Schüler nach Kolozsvár geholt. Später zeichnete Kertész in Hollywood unter dem Namen Michael Curtiz für Welterfolge wie „Casablanca“ verantwortlich. Auch Sándor Korda (Anm.: später Sir Alexander Korda), der später zu einer der wichtigsten Figuren der britischen Filmindustrie wurde, zählte zu den Schülern Janovics'. 1918 übernahm dieser sogar Corvin Film und holte die Produktionsfirma nach Budapest.

Janovics hat diese später sehr erfolgreichen Filmemacher stark geprägt: Was Korda von Janovics übernommen hat, ist beispielsweise eine Neigung zu opulenten Literaturverfilmungen. Beide schätzten Literaten sehr hoch. Mit Kertész wiederum teilte Janovics die Liebe für malerische Naturaufnahmen. Die Aufnahmen die die wilde Landschaft Siebenbürgens zeigten, waren damals auch bei dem internationalen Publikum sehr beliebt. Leider sind von den Filmen, die er damals produziert hat, nur noch ungefähr 10 bis 15, und die Meisten nur in Fragmenten, erhalten. Tatsächlich wurden viele Zelluloidkopien eingestampft, um als Werkstoff für Kosmetikprodukte genutzt zu werden. Sein 1914 gedrehter Film „A tolonc“ (deutscher Titel: Das Exil) hat allerdings überlebt und wurde letztes Jahr in einer restaurierten Fassung bei der ungarischen Filmwoche gezeigt. Auch wenn wir heute nicht mehr alle Filme kennen, die Janovics produziert hat, können wir doch anhand des wirtschaftlichen Erfolgs und des Einflusses, den er auf andere hatte, ablesen, dass er einer der

innovativsten Filmschaffenden seiner Zeit war. Auf einer vor kurzem stattgefundenen Konferenz in Szolnok die zu Ehren Janovics' veranstaltet wurde, waren sich jedenfalls alle Experten einig: In gewisser Weise ist Janovics der „Vater des ungarischen Films“. Denn dessen Grundelemente, wie sie auch heute noch Gültigkeit haben, gehen auf Janovics zurück.

Péter Muszatics ist promovierter Filmhistoriker. In seiner Doktorarbeit mit dem Titel „The human touch“ widmet er sich der Frage, inwieweit Österreich-Ungarn die Filmindustrie Hollywoods geprägt hat. Muszatics ist Mitorganisator des Miskolczer CineFest-Filmfestival und Kurator des Programms „CineClassics“.

Katrin Holtz

»ICH SUCHTE SEX UND FAND FAST NUR LIEBE«

Für alle, die ihn vermissen: Deutschlands klügster, fiesester und brilliantester TV-Mann ist wieder in Hochform. HARALD SCHMIDT über deutsche Männer, zu allem bereite Frauen, seine Deutungsmacht als Late-Night-König und die Deutungsmacht des Playboy über Intimfrisuren

Der VIP-Wing am Flughafen München, eine Art Privat-Terminal für die gediegenere Klientel. Große Bar, Lounge-Bereich, Besprechungsräume mit Namen wie „Suite Nymphenburg“ - ein guter Ort, um Harald Schmidt, 56, zu treffen. Denn an diesem Vormittag geht es hier ähnlich zu wie in seiner Late-Night-Show auf Sky: ein Talkmaster in bester Lächerlaune, kaum Publikum, alles sehr stilvoll und exklusiv.

Playboy: Herr Schmidt, wie viele Zuschauer hatten Sie zuletzt?

Schmidt: Keine Ahnung. Was ich gelesen habe, glaube ich, gar keine. Super Antwort, oder? Da hätten Sie jetzt so eine Entschuldigungsantwort erwartet, oder „Wir messen das nicht“ oder so was. Aber das ist für den Pöbel von ARD und ZDF. Die müssen solche Antworten geben. Wir im Elitezentrum von Sky denken in ganz anderen zukunftsweisenden Kategorien: Abonnenten, Verbreiterung der Basis und natürlich Qualität, Qualität, Qualität.

Playboy: Weniger Zuschauer bedeutet ja: geringere Deutungshoheit. Vermissen Sie Ihre alte Relevanz als deutscher Letterman?

Schmidt: Nein.

Playboy: Anders gefragt: Wie viel Spaß macht Lästern noch, wenn keiner zuhört?

Schmidt: Das ist ja nicht der Fall, denn ich habe ja jeden Abend die Situation meines Studios. Die ist seit 18 Jahren dieselbe. Eine Theatersituation, die eben in unterschiedlichen Kanälen läuft. Und ich selber spüre keinen Unterschied, ob da zehn Millionen Zuschauer draußen sitzen oder zwei.

Playboy: Aber Sie bekommen die Resonanz mit. Und wenn keine kommt . . .

Schmidt: Falsch. Der Zuschauer reagiert mit einer Verzögerung von zehn Jahren. Das heißt: Ich fahre auf der Rolltreppe im Frankfurter Flughafen, da bittet mich ein Pilot um ein Autogramm und sagt: „Das war der Hammer, als Sie den Feuerstein als Bettvorleger benutzt haben.“ Das ist ein Sketch aus „Schmidteinander“-Zeiten, 500 Jahre her! Es ist ein Irrglaube zu denken, der Zuschauer reagiere auf das, was vor drei Tagen passiert ist. Meine Wahrnehmung als Fernsehfigur speist sich aus 30 Jahren: „Schmidteinander“, „Verstehen Sie Spaß?“, „Traumschiff“ . . . Das hat nichts mit aktuellen Ereignissen zu tun. Ich wünschte, Sie könnten sehen, auf wen der Zuschauer reagiert, wenn aktuelle Megastars von ARD und ZDF mit mir übern Flughafen gehen.

Playboy: Freuen Sie sich dann?

Schmidt: Nein, dazu leiste ich ja keinen Beitrag, das ist einfach der Lauf der Wahrnehmung. Man darf nicht vergessen, ich habe in einer Zeit angefangen, da war die große Mediendiskussion: Hast du VHS oder Beta? Ein völlig anderes Medienzeitalter. Es gibt ja

eigentlich nur noch zwei, die so lange wie ich dabei sind: Jauch und Gottschalk. Und die leben jetzt schon davon, dass sie sich gegenseitig stützen. Also zumindest Thommy.

Playboy: Der Schmidt vor der Kamera und der hinter der Kamera: Gibt es da Unterschiede in der Haltung, mit der er Menschen begegnet?

Schmidt: Nein, überhaupt nicht.

Playboy: Können Sie diese Haltung beschreiben?

Schmidt: Große negativistisch fundierte Lebensfreude.

Playboy: Über wen oder was können Sie lachen?

Schmidt: Ich lache natürlich nicht über sogenannte lustige Sendungen. Ich lache über Sendungen wie "37 Grad". Ich lache über Sendungen, die „Menschen hautnah“ heißen. Ich lache über Menschen, die sich emotional hochkochen auf Grund von zwei Tagen Zugausfall in Mainz. Ich lache über das, was gemeinhin bezeichnet wird als „Menschen, die noch Dinge ernst nehmen“.

Playboy: Sie nehmen Dinge nicht ernst?

Schmidt: Es spielt keine Rolle, ob ich Dinge ernst nehme. Es passiert ja sowieso, oder es passiert nicht. Worüber hat man sich nicht alles aufgeregt: Nato-Doppelbeschluss, Atomkraftwerke, schmelzende Polkappen . . .

Playboy: Waldsterben . . .

Schmidt: Robbenschlachten, Tschernobyl, das Ozonloch. Ich freue mich natürlich, dass es Internet-Seiten gibt, wo ich umsonst alle 15 Minuten eine hysterische Schlagzeile abrufen kann, die ich dann abends verwerte. Aber das ist nichts, was mich tatsächlich beschäftigt.

Playboy: Was beschäftigt Sie tatsächlich?

Schmidt: Na, das Praktische. Alltag, Verdauung, Wagen tanken nicht vergessen, bevor man auf die Autobahn fährt. Urlaub planen fürs nächste Jahr. Wann trinke ich, dass es meinen Schlaf nicht beeinträchtigt? So was.

Playboy: Sehen Sie einen würdigen Nachfolger von sich heranwachsen?

Schmidt: Es wird keinen Nachfolger geben, weil es dieses Format nicht mehr geben wird.

Playboy: Nach Ihnen stirbt Late Night in Deutschland aus?

Schmidt: Mit Sicherheit, ja. Sie sehen ja, wo die Kollegen heute sind: Neo, EinsPlus, Pipifax, ich weiß gar nicht, wie die Spartenkanäle alle heißen. Da kann sich ja nichts mehr durchsetzen. Der Trend geht heute in die Wiederbelebung von „Dalli Dalli“. Das ist, glaube ich, die Zukunft des deutschen Fernsehens. Und ob das jetzt Pflaume, Pilawa oder Opdenhövel macht, ist völlig egal. Da holt man einfach einen aus dem Schrank, der das passend aufsagt, und fertig ist das Format.

Playboy: Sie haben mal gesagt, dass Sie vor allem deshalb ein Star werden wollten, um willkürlich auf Frauen zugreifen zu können. Ihr Fazit nach 30 Jahren Showbusiness: Funktioniert das?

Schmidt: Selbstverständlich funktioniert das. Aber man merkt, dass es besser ist, wenn man nicht willkürlich zugreift. Frauen sind ja zu allem bereit, wenn sie einem überragenden Künstler gegenüberstehen. Aber nach einer gewissen Zeit merkt man einfach: Das ist ja höllisch anstrengend. Dann überlegt man sich, ob es nicht besser wäre, schwul zu sein. Aber das ist noch anstrengender. Und dann sagt man: Am besten hat es eigentlich doch so jemand wie Professor Ratzinger in den Griff bekommen, und nimmt sich das als Denkmodell. Das ist die Entwicklung, wie ich sie erlebt habe.

Playboy: Der Ex-Papst als Vorbild für den Umgang mit Frauen?

Schmidt: Ja. Vier Nonnen, die einen betütern und ansonsten in einem fantastischen römischen Bau in Ruhe lesen.

Playboy: Als Mittfünfziger vielleicht interessant, aber mit 35?

Schmidt: Es bleibt jedem offen, sich den Freuden hinzugeben, aber kommen Sie mir nicht in 20 Jahren, wenn Sie auf der Couch im Gästezimmer schlafen, weil Ihre Lebensgefährtin von einem Kollegen auf der Fanmeile der WM geschwängert wurde und Sie eine zweite Wohnung nicht bezahlen können. Was ich da gerade in Journalistenkreisen erlebt habe, schlimm.

Playboy: Warum?

Schmidt: Diese Diskrepanz aus hormonellem Druck und überschaubarem Einkommen treibt wirklich auch Edelfedern ins Gästezimmer. Ich kann keine Namen nennen, aber glauben Sie es mir einfach.

Playboy: Gibt es willkürliche Zugriffe, die Sie bereut haben?

Schmidt: Nein. Es war alles toll. Was für mich aber natürlich eine bittere Erfahrung war: Ich suchte Sex und fand fast nur Liebe. Aber da hat man sich dann halt darauf eingestellt im Laufe der Jahre.

Playboy: Kann ein Mann eine Frau ins Bett spaßen?

Schmidt: Nein. Also, dieser Satz: Frauen wollen lachen, das habe ich noch nie erlebt. Ich nehme an, bei mir war es einfach der Body. Und die Fähigkeit zuzuhören. Ich habe halt immer sehr schnell das Vertrauen der Frauen gewonnen, und sie hatten das Gefühl, nicht ausgenutzt zu werden.

Playboy: Finden Sie Humor bei Frauen sexy?

Schmidt: Kommt drauf an, ob da auch wirklich Humor vorhanden ist. Aber der Humor der Frauen unterscheidet sich dann von meinem wahrscheinlich doch.

Playboy: Weil Ihrer ein eher männlicher Humor ist?

Schmidt: Nein, aber meiner ist vielleicht vielen Frauen zu böse, zu schwarz.

Playboy: Mit wem gucken Sie eigentlich am liebsten Fußball?

Schmidt: Alleine.

Playboy: Warum?

Schmidt: Weil ich kein Geschwätz neben mir haben will und vor allem nicht so einen angetäuschten Enthusiasmus. Ich möchte auch nichts erklären. Wenn es geht, höre ich es auch ohne Reporter, nur mit Stadion-Ton. Moderatoren müssen ja permanent Spannung reinbringen. Das Spiel ist völlig anders, wenn Sie es nur mit Stadion-Ton gucken.

Playboy: Guardiola oder Mourinho?

Schmidt: Mourinho. Der ist mir sympathisch in seiner Art.

Playboy: Sie sind ja auch so etwas wie der Mourinho des deutschen Fernsehens: gefürchtet, geachtet, respektiert - aber nicht so geliebt wie manch anderer.

Schmidt: Das sind Kategorien, mit denen ich mich nicht beschäftige. Wer soll einen denn fürchten, achten, lieben? Ich habe immer schöne Momente, wenn mir nachts um zehn einer auf dem Bahnhof zuruft: Eh, Schmidtchen, Arschloch, ich guck dich nicht mehr! Den muss ich dann immer enttäuschen, wenn ich sage: Du auch nicht? Der denkt ja, er hätte mir was ganz Brutales an den Kopf geschmissen. Ich werde den ganzen Tag mit so vielen Meinungsäußerungen konfrontiert, wenn ich mir das alles reinziehen würde, käme ich zu nichts anderem mehr.

Playboy: Was nervt an deutschen Männern am meisten?

Schmidt: Ich mag den deutschen Mann. Er ist verunsichert. Vor allem der junge deutsche Mann Anfang 30 ist jetzt eigentlich die neue deutsche Frau: Vom Kinderspielplatz gar nicht mehr runterzukriegen, nimmt Elternzeit, möchte nicht mehr in leitende Positionen als Arzt, sondern mehr Quality-Time mit der Familie verbringen. Das gefällt mir sehr gut. Dann gefällt mir auch, wenn der deutsche Mann sich modisch kleidet. Das ist im Fußball auf den Haupttribünen gut zu sehen, häufig zu enge Höschen, zu braune Schuhe. Also ich mag den deutschen Mann sehr. Ich mag die Deutschen überhaupt.

Playboy: Der Rest der Welt auch. Haben Sie eine Erklärung, warum uns jetzt auf einmal alle toll finden?

Schmidt: Weil wir ein Volldampfvolk sind. Erst mit Volldampf rein in den Nationalsozialismus, dann mit Volldampf rein in den Wiederaufbau. Ist dieselbe Begeisterung. Immer Volldampf. Und ich glaube, man mag uns auch, weil wir im Grunde unsere Geschichte doch ziemlich aufgearbeitet haben. Und weil wir jetzt natürlich auch großzügig wirtschaften: Wir bauen tolle Autos, tolle Maschinen, haben tolle Ingenieure, und mit dem Geld, das wir dadurch verdienen, unterstützen wir großzügig Länder, die auf einem guten Weg dahin sind. Friedlich sind wir auch. Was will man mehr?

Playboy: Sie sind ja selbst auch Unternehmer, haben Sie einen Leitsatz, dem Sie folgen?

Schmidt: Ja, immer einen Euro mehr einnehmen als ausgeben. Den hat mir Eberhard von Brauchitsch - selig - noch auf dem 60. Geburtstag von Dr. Kohl mitgeteilt.

Playboy: Ab welchem Kontostand ist das Leben entspannter?

Schmidt: Das ist individuell. Wenn Sie ein Vollidiot sind, nutzen Ihnen auch 100 Millionen nichts. Gefährlich wird's, wenn Sie so ein Milliönchen haben, dann geht der Ruin los. Wohnungskauf, Super-Kreditbedingungen, größeres Auto, Ferienhaus. Die Leute sollten kapieren, dass es nicht erstrebenswert ist, immer mehr zu haben. Das sind alles Belastungen, die Stress bedeuten. Ich habe noch kein Superhirn erlebt, das von mehr Geld redet. Die Superhirne sitzen alle in Harvard im Keller mit Pullunder und dicker Brille und gucken sich den ganzen Tag Ameisen an. Und den Rest sehen Sie auf der Wiesen.

Playboy: Haben Sie jemals ein schlechtes Gewissen gehabt, weil Sie zu viel Geld verdient haben?

Schmidt: Natürlich nicht. Was soll denn zu viel Geld sein? Ich bin ja nie mit einer Maschinenpistole unterwegs gewesen. Ich habe einfach gesagt: Ich kann Witze erzählen. Was kostet das? Eine Million DM pro Satz. Gut, zahlen wir. Was ist daran falsch? Das ist unser System.

Playboy: Leute wie Bill Gates oder Warren Buffett spenden große Teile ihres Vermögens ...

Schmidt: Mag sein. Aber: schlechtes Gewissen? Da kommen wir in ganz hohe Gefilde. Ein schlechtes Gewissen zu haben ist unmoralisch.

Playboy: Das müssen Sie erklären.

Schmidt: Moralisch wäre es, sich so zu verhalten, dass Sie das schlechte Gewissen gar nicht haben müssen. Bingo! Aber das ist jetzt für Ihr Tittenmagazin wirklich zu kompliziert.

Playboy: Sie unterschätzen unsere Leser.

Schmidt: Ja, aber trotzdem. Haben Sie eigentlich nur noch rasierte Mösen im Blatt? Viele Theatergänger sind ja empört, weil sie nur noch rasierte Mösen sehen, wenn die Schauspielerinnen sich auf der Bühne ausziehen. Das haben mir wirklich seriöse Theatergänger schon gesagt. Man wünschte sich mal wieder so einen „Bär Royal“, wie Hugo Egon Balder das genannt hat. Oder haben Sie da keinen Einfluss?

Playboy: Das ist tatsächlich der Geschmack der Frauen, die sich fotografieren lassen.

Schmidt: Ach, man ist also dem Diktat . . .

Playboy: Man ist Moden unterworfen.

Schmidt: Der Playboy hat die Deutungshoheit verloren zu sagen: Hör mal zu, ich bring dich ins Blatt, aber komm mir nicht mit ner rasierten Möse! Wie leben Sie damit? Früher wäre so eine Muschi hochkant rausgeschmissen worden, wenn die da rasiert um die Ecke gekommen wäre. Heute muss man froh sein für jede, die noch blankzieht. In so eine Situation möchte ich nie kommen (lacht).

Playboy: Was bevorzugen Sie: rasiert oder unrasiert?

Schmidt: Ich möchte da niemanden mit meiner persönlichen Vorliebe, sagen wir, belehren. Ich gehöre ja zu den wenigen im modernen Deutschland, die beim Geschlechtsverkehr überhaupt noch auf eine Vagina angewiesen sind.

Playboy: Ein schöner Satz. Aber man versteht ihn nicht.

Schmidt: (lacht) Ja, aber der muss schon so kommen.

Playboy: Bleiben wir beim Belehren: Sind Sie ein strenger Vater?

Schmidt: Ja!

Playboy: Warum? Woher kommt das?

Schmidt: Ich möchte einfach nicht, dass meine Kinder so ein verwahrlostes Pack werden, das hinterher der Gesellschaft auf die Nerven geht.

Playboy: Finden Ihre Kinder Sie eigentlich lustig?

Schmidt: Ich glaube, dass meine Kinder froh sind über jeden Witz, den ich nicht mache, weil sie eh schon außerhalb damit konfrontiert werden, dass ich ja im Fernsehen als lustig angestellt bin. Da ist es wesentlich entspannender für eine Familie, wenn man sich zu Hause ein bisschen zurückhält.

Playboy: Worauf legen Sie bei der Erziehung Ihrer Kinder Wert?

Schmidt: Selbstständigkeit, Zuverlässigkeit und im weitesten Sinn ein katholisches Weltbild.

Playboy: Hat das katholische Weltbild Vorteile gegenüber dem protestantischen?

Schmidt: Eindeutig.

Playboy: Welche?

Schmidt: Protestanten sind, ich zitiere einen Geistlichen aus der allerersten Reihe des Vatikans, morsches Holz. Ich wiederhole: morsches Holz. So wurde das gesagt (lacht). Und mit Protestanten kann man das machen, weil, die sind ja sozusagen Teil von uns. Mit vielen anderen Weltreligionen könnten Sie das nicht machen. Die haben nicht den Humor. Aber ich finde, wir Katholen und die kurzzeitig abgefallenen Brüder, wir sollten da schon ein bisschen zusammenarbeiten.

Playboy: Gerade Töchter haben ja eine Phase, in der sie ihren Vater peinlich finden. Kennen Sie das von Ihrer älteren Tochter?

Schmidt: Nein, noch nicht. Ich warte aber auch nicht mit Abercrombie & Fitch-Kapuzenpulli vor der Schule. Oder mit frechen Turnschuhen. Und ich gehe nicht bei der Party in die Garage und äußere mich zur Musik.

Playboy: Sie mögen sowieso keine Partys. Warum eigentlich nicht?

Schmidt: Doch. Ich gehe nur nicht gern hin. Aber ich freue mich für jeden, der eine Party macht.

Playboy: Warum gehen Sie nicht gern hin?

Schmidt: Gore Vidal hat gesagt: „Die zwei Gründe für Partys sind Sex oder Business. Beides suche ich nicht auf Partys, warum sollte ich also hingehen?“

Playboy: Wann haben Sie zum letzten Mal geweint?

Schmidt: (verschluckt sich fast an seinem Wasser vor Lachen) Das weiß ich echt nicht. Es herrscht heute ja Weinzwang. Der größte bei Geburten, das ist die Beckmann-Doktrin. Auch als mein Vater gestorben ist, hat man nicht verstanden, dass ich den Schmerz, den man mir angeboten hat im Umfeld, nicht wollte. „Na? Schnief . . .“ - „Du, er war 90 und schwer krank, man kann nicht sagen, dass es überraschend war.“ Wahrscheinlich stört mich, dass es schon überall so eine Wein-Checkliste gibt, wie so eine Weinprobe, da ist so eine Art Emotions-Sommelier, der mir ständig sagt: Wein mal hier, Wein mal da. Und es wird ja ständig dauernd geweint.

Playboy: Wenn Sie ein Männerwochenende in der Toskana vor sich hätten . . .

Schmidt: Nie in der Toskana, viel zu weit . . .

Playboy: Wo dann?

Schmidt: Irgendwo mit kurzen Anreisewegen. Man braucht ja eigentlich nur eine Bar und Essen. Und Fernseher.

Playboy: Und welche drei Männer?

Schmidt: Drei kriege ich fast nicht zusammen. Wir hatten eine extrem lustige Männerwoche bei den Olympischen Spielen in Turin mit Fred Kogel und Waldi Hartmann. Also, es müsste eine berufliche Gemeinsamkeit vorhanden sein. Weil dieses Männerzeug, Fischen, Jagen oder so, das mache ich nicht. Und ich wüsste gar nicht, worüber ich sonst reden soll.

Playboy: Als über den Beruf?

Schmidt: Zu meinem Beruf gehört ja alles. Und ich will mir nicht von jemandem anhören, dass er ein Haus plant am Tegernsee . . . Es sei denn, er hat es in 30 Sekunden pointiert und fängt mit einer schönen Katastrophe beim Hausbau an. Aber mit den Kollegen, das sind schöne Runden. Ich habe erlebt, wie der frühere ARD-Programmdirektor bei der Nennung des Namens Jörg Pilawa einfach vom Stuhl fiel um zwei Uhr morgens. Das müssen Sie erst mal toppen. Und ansonsten gucke ich lieber Fußball-Konferenz. 15.30 Uhr, Stadion-Ton, Bingo.

Playboy: Sie allein vorm Fernseher.

Schmidt: Familie draußen im Garten. Und ich sage: Ich hol mal Getränke.

Playboy: Muss man sich so den Rentner Schmidt vorstellen? Sie sagten mal, Sky sei Ihre letzte Station.

Schmidt: Ich mache die Sendung, bis Sky sie einstellt. Von mir aus höre ich nicht auf. Ist mir zu anstrengend, mich zu entscheiden. Ich möchte, dass Sky sagt: Schluss, vielen Dank, war großartig. Und danach bin ich Lesender und Reisender. Mit leichter Börsenspekulationstätigkeit nebenher.

Interview: Alexander Neumann-Delbarre und Philip Wolff

1. Warum diese Person?
2. Was weiß ich vor der Recherche über sie?
3. Was weiß ich nach der Recherche über sie?
4. Weiß ich genug?
5. Fällt mir eine Informationsquelle ein, auf die noch niemand gekommen ist?
6. Wie viel wissen meine Leser über sie?
7. Was will ich von ihr wissen?
8. Wie trete ich ihr gegenüber auf?
9. Wie nervös werde ich sein?
10. Bin ich mir meines Verhältnisses zu dieser Person im Klaren?
11. Bin ich etwa ein Fan?
12. Kann ich ihr auf Augenhöhe begegnen?
13. Wo trifft man sich?
14. In welcher Situation trifft man sich?
15. Zu welcher Uhrzeit trifft man sich?
16. Ist mein Gegenüber ein Tagsüber-Redner oder ein Abend-Redner?
17. Soll ich Alkohol anbieten?
18. Wie reagiere ich, wenn mein Gegenüber mir Alkohol anbietet?
19. Flirte ich, um den Anderen zu öffnen und ihm Geheimnisse zu entlocken?
20. Wie reagiere ich, wenn mein Gegenüber flirtet?
21. Welche Interessen verfolgt die Person, die ich interviewe?
22. Wie setzen wir uns zueinander?
23. Ist jemand bei dem Gespräch dabei?
24. Wenn ja: wer?
25. Und warum?
26. Kann ich es verhindern?
27. Wenn nicht: Wo soll diese Person im Raum sitzen?
28. Wie viel Zeit haben wir?
29. Ist es möglich, das Zeitbudget zu überziehen?
30. Wie kontrolliere ich während des Interviews, wie viel Zeit vergangen ist?
31. Was soll ich anziehen?
32. Was soll meine Körperhaltung während des Gesprächs aussagen?
33. Thematisiere ich es, wenn das Gespräch nach 30 Minuten immer noch nicht läuft?
34. Wenn ich einen Ko-Interviewer habe: Will ich mich ihm gegenüber als smart und lässig profilieren?
35. Fragen wir abwechselnd oder ist einer der Chef?

36. Nehme ich ausgearbeitete Fragen mit oder verlasse ich mich auf meine Spontaneität?
37. Arbeite ich mit ausformulierten Fragen oder reichen Stichpunkte?
38. Soll ich meine Fragenzettel so halten, dass der Andere nicht sehen kann, wie viele Fragen ihn noch erwarten?
39. Habe ich zwei funktionierende, verlässliche Aufnahmegeräte dabei?
40. Sind die Batterien aufgeladen?
41. Ist mein Aufnahmegerät klein und unauffällig oder ein Blickfang mit Rotlicht?
42. Habe ich mein Smartphone auch wirklich auf stumm geschaltet?
43. Stelle ich wirklich immer nur eine Frage pro Frage?
44. Führe ich ein Gespräch oder ein Verhör?
45. Oder bin ich vielleicht bloß ein Speichellecker, der lauter liebedienerische Fragen stellt?

46. Wie viele meiner Fragen stelle ich mir selbst?
47. Würde mir eine Antwort auf meine Fragen einfallen?
48. Stelle ich mehr oder weniger die Fragen, die alle stellen?
49. Die wichtigen Fragen eher am Anfang oder am Ende stellen?
50. Wie reagiere ich, wenn der Andere nach drei, vier Fragen sagt: „Wissen Sie, mir gefallen Ihre Fragen überhaupt nicht.“
51. Wie reagiere ich, wenn der Andere das Gespräch abbricht?
52. Will ich informiert werden?
53. Überführen?
54. Konfrontieren?
55. Unterhalten?
56. Womit fang ich das Interview an?
57. Den Anderen behutsam aufwärmen oder gleich mit einer Brandbeschleuniger-Frage beginnen?
58. Läuft das Band?
59. Das andere auch?
60. Kann ich nachhaken, ohne den Faden zu verlieren?
61. Wie reagiere ich, wenn der Andere auf etwas zu sprechen kommt, das in meiner Fragendramaturgie noch lange nicht dran ist?
62. Was habe ich zu verlieren?
63. Habe ich das Heft in der Hand?
64. Ist mir klar, dass die beste Methode etwas zu erfahren sein kann, nichts zu sagen?
65. Kann ich Gesprächspausen aushalten?
66. Will ich meinem Gegenüber durch bestätigende Laute das Gefühl geben, er sagt kluge, lustige Sachen, oder schweige ich während der Antworten?
67. Will ich über Sachen lachen, die ich nicht lustig finde, oder lehne ich es ab zu heucheln?
68. Wie reagiere ich, wenn mein Gesprächspartner fragt, wie ich seinen Film/sein Buch finde?
69. Antwortet mein Gesprächspartner auf meine Fragen oder sagt er, was er will?
70. Habe ich am Ende des Interviews nach einem direkten Kontakt gefragt?
71. Habe ich eine Autorisierung vereinbart?
72. Wenn nein: weiß ich, warum nicht?

73. Transkribiere ich das fertige Gespräch oder höre ich nur das Band ab?
74. Womit fange ich das ausgearbeitete Gespräch an?
75. Womit höre ich auf?
76. Weiß ich, dass gesprochene Sprache nicht gleich Schriftsprache sein muss?
77. Antwortet der Gesprächspartner auf meine Fragen?
78. Wie wichtig nehme ich mich in diesem Interview?
79. Wie wichtig bin ich wirklich?
80. Sind meine Fragen kürzer als seine Antworten?
81. Gebe ich den Lesern alle nötigen Informationen mit?
82. Wenn nein: wohin damit?
83. Welche Länge soll das Gespräch haben?
84. Welchen Spannungsbogen soll das Gespräch haben?
85. Was fehlt?
86. Gibt es eine Möglichkeit nachzufragen?
87. Wie nah bewege ich mich am gesprochenen Wort?

88. Spricht mein Gesprächspartner in meiner Schriftform besser oder schlechter, als er in Wirklichkeit spricht?
89. Warum?
90. Tune ich das Gesagte, indem ich schwache Verben und Adjektive durch starke ersetze?
91. Ist es erlaubt, einen krausen Gedanken zu einem stringenteren zu machen?

92. Eine knifflige Autorisierung geht besser per Fax als per Mail. Hab ich einen Drucker?
93. Hab ich ein Fax?
94. Welcher Inhalt des Gesprächs muss unantastbar sein?
95. Was sage ich, wenn dieser Teil von meinem Gesprächspartner in der Autorisierung gestrichen wird?
96. Wie reagiere ich, wenn der Andere meine Fragen umformuliert?
97. Ist mir klar, dass ich juristisch verantwortlich bin für alles, was mein Gesprächspartner sagt?
98. Kann ich alles, was er sagt, auch belegen?
99. Ist es gut?
100. Oder ist es wenigstens gut genug?
101. Lasse ich eine gut erfundene Geschichte, die niemandem schadet und nicht falsifizierbar ist, stehen oder streiche ich sie?